

WOLFGANG FACH

# TRUMP

## EIN AMERI- KANISCHER TRAUM?

WARUM AMERIKA  
SICH VERWÄHLT HAT

Wolfgang Fach  
Trump – ein amerikanischer Traum?

Die freie Verfügbarkeit der E-Book-Ausgabe dieser Publikation wurde ermöglicht durch den Fachinformationsdienst Politikwissenschaft POLLUX



und ein Netzwerk wissenschaftlicher Bibliotheken zur Förderung von Open Access in den Sozial- und Geisteswissenschaften (transcript, Politikwissenschaft 2020)

Die Publikation beachtet die Qualitätsstandards für die Open-Access-Publikation von Büchern (Nationaler Open-Access-Kontaktpunkt et al. 2018), Phase 1

[https://oao2020-de.org/blog/2018/07/31/empfehlungen\\_qualitaetsstandards\\_oabuecher/](https://oao2020-de.org/blog/2018/07/31/empfehlungen_qualitaetsstandards_oabuecher/)

Universitätsbibliothek **Bayreuth** |  
Universitätsbibliothek der Humboldt-  
Universität zu **Berlin** | Staatsbibliothek  
zu **Berlin** | Universitätsbibliothek FU  
**Berlin** | Universitätsbibliothek **Bielefeld**  
(University of Bielefeld) | Universitäts-  
bibliothek der Ruhr-Universität **Bochum**  
| Universitäts- und Landesbibliothek |  
Sächsische Landesbibliothek - Staats- und  
Universitätsbibliothek **Dresden** | Universi-  
tätsbibliothek **Duisburg-Essen** | Univer-  
sitäts- u. Landesbibliothek **Düsseldorf** |  
Universitätsbibliothek **Erlangen-Nürnberg**  
| Universitätsbibliothek Johann Christian  
Senckenberg | Universitätsbibliothek  
**Gießen** | Niedersächsische Staats- und Uni-  
versitätsbibliothek **Göttingen** | Universitäts-  
bibliothek **Graz** | Universitätsbibliothek der  
FernUniversität in **Hagen** | Martin-Luther-  
Universität **Halle-Wittenberg** | Staats- und  
Universitätsbibliothek Carl von Ossietzky,  
**Hamburg** | Technische Informations-  
bibliothek **Hannover** | Gottfried Wilhelm  
Leibniz Bibliothek - Niedersächsische

Landesbibliothek | Universitätsbibliothek  
**Kassel** | Universitäts- und Stadtbibliothek  
**Köln** | Universität **Konstanz**, Kommuni-  
kations-, Informations-, Medienzentrum  
| Universitätsbibliothek **Koblenz-Landau** |  
Universitätsbibliothek **Leipzig** | Zentral- u.  
Hochschulbibliothek **Luzern** | Universitäts-  
bibliothek **Mainz** | Universitätsbibliothek  
**Marburg** | Ludwig-Maximilians-Universität  
**München** Universitätsbibliothek | Max  
Planck Digital Library | Universitäts- und  
Landesbibliothek **Münster** | Universitäts-  
bibliothek **Oldenburg** | Universitätsbiblio-  
thek **Osnabrück** | Universitätsbibliothek  
**Passau** | Universitätsbibliothek **Potsdam** |  
Universitätsbibliothek **Siegen** | Universitäts-  
bibliothek Vechta | Universitätsbibliothek  
der Bauhaus-Universität **Weimar** | Univer-  
sitätsbibliothek **Wien** | Universitätsbibliothek  
**Wuppertal** | Universitätsbibliothek **Würz-  
burg** | Zentralbibliothek **Zürich** | Bundes-  
ministerium der Verteidigung - Bibliothek |  
Landesbibliothek **Oldenburg**

**Wolfgang Fach**, geb. 1944, war bis 2011 Professor für Politische Theorie und Ideengeschichte an der Universität Leipzig. Er befasst sich mit Geschichte und Genealogie politischer Ideen seit dem Mittelalter.

WOLFGANG FACH

# **Trump – ein amerikanischer Traum?**

**Warum Amerika sich verwählt hat**

**[transcript]**

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. (Lizenztext:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>)

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2020 im transcript Verlag, Bielefeld

© **Wolfgang Fach**

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-5068-6

PDF-ISBN 978-3-8394-5068-0

EPUB-ISBN 978-3-7328-5068-6

<https://doi.org/10.14361/9783839450680>

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter [www.transcript-verlag.de/vorschau-download](http://www.transcript-verlag.de/vorschau-download)

# Inhalt

---

<b>Einleitung</b> .....	7
<b>1. Die Einsicht: <i>An idiot</i></b> .....	11
<b>2. Träumer</b> .....	15
2.1 Moments of madness .....	15
2.2 This most perfect society .....	18
<b>3. Farmer</b> .....	23
3.1 A situation so singularly terrible .....	23
3.2 The commercial expansionist .....	28
<b>4. Gründer</b> .....	33
4.1 His Highness, the President .....	33
4.2 Unfriendly passions .....	39
<b>5. Jäger</b> .....	45
5.1 A government out of sight .....	45
5.2 To meet his fate like a hero .....	49
<b>6. Retter</b> .....	55
6.1 The people's tribune .....	55
6.2 To win souls .....	61
<b>7. Lehrer</b> .....	67

7.1	Success secrets .....	67
7.2	The gospel of wealth .....	73
<b>8.</b>	<b>Herrscher</b> .....	79
8.1	Boss Tweed.....	79
8.2	A feudal baron.....	83
<b>9.</b>	<b>Macher</b> .....	89
9.1	Patching the state .....	89
9.2	No sense of the state.....	93
<b>10.</b>	<b>Führer</b> .....	99
10.1	Spokesman of the nation.....	99
10.2	The ultimate disruptor .....	106
<b>11.</b>	<b>Die Aussicht: <i>Global idiocy</i></b> .....	113
	<b>Literaturverzeichnis</b> .....	115

## Einleitung

---

Wir wissen auch drei Jahre nach  
Trumps Wahl nicht, was damals  
eigentlich passiert ist  
(Jill Lepore)

»They won't be laughing if I'm President«. Mit dieser Drohung schließt eine vierteilige Dokumentation über die Entwicklung des Donald Trump vom halbseidenen Casino-Magnaten und Partylöwen zum – wie sich herausstellen sollte – 45. Präsidenten der Vereinigten Staaten.<sup>1</sup> »Freunde, Geschäftspartner und Kritiker«, heißt es in der Ankündigung, »gewähren Einblicke in das Leben des Vollblutamerikaners Donald Trump«.

Als Vollblutamerikaner qualifiziert sich, den filmischen Eindrücken nach zu schließen, wer sein Leben als Event anlegt, jederzeit viel Spaß hat, eine Menge Alkohol verträgt, sich vor Blondinen kaum retten kann und nebenher noch Geld wie Heu macht. Dass man die Drohung des Paradiesvogels, der Welt werde das Lachen bald vergehen, ernst nehmen würde, war eigentlich nicht zu erwarten.

Doch über den *Präsidenten* Trump lacht keiner. Sein Aufstieg mochte »traumhaft« gewesen sein, doch ist ein Alptraum daraus geworden, über Amerika hinaus. Man fragt sich, wie es *dieser* Kandidat mit *diesen* Qualifikationen derart weit bringen konnte. Bis dahin galt die Vermutung, dass westliche Demokratien gegen riskante »Ausreißer« gefeit seien. Nicht von ungefähr hatte kein einziger Experte Donald Trump auf der Rechnung. Anscheinend ist etwas übersehen worden.

---

1 *Trump: An American Dream* (Netflix 2018).



Eine Gesellschaft, schreibt Hegel, sei »für um so vollkommener zu achten«, je weniger der einzelnen *Person* zu tun bleibe – verglichen damit, was auf »allgemeine Weise«, also *organisiert*, geschieht (Hegel 1986: 388f.). Er weiß auch, welches Gegenmodell besondere Aufmerksamkeit verdient: Amerika.

Mit der Diagnose, Amerikaner würden »anders« ticken, befindet sich Hegel in guter Gesellschaft (allen voran Goethes). Und er trifft den springenden Punkt: Amerikanisch sein heißt, aufs Individuum zu setzen. Nicht nur der Grundsatz, dass *jeder* seines *eigenen* Glückes Schmied sein muss, gilt weiterhin als eine Selbstverständlichkeit, auch die Überzeugung, für das Glück *aller* Sorge am besten *einer*. Da zwischendrin ebenfalls vieles für viele »glücken« muss, sind große oder kleine Helden vielerorts gefragt.

So kommen auch »Amerikaner zu ihren Heroen« (Wecter 1969: 476). Auf den zweiten Blick zeigt sich dann, dass ihre Traumarbeit zwei Typen in die Welt gesetzt hat: einerseits »Vorbilder«, denen jeder, der persönliche Probleme bewältigen muss, nacheifern soll und kann; andererseits »Anführer«, deren persönliches Potenzial sie dafür prädestiniert, Gemeinschaften bis hin zur Nation aus irgendeiner Verlegenheit zu befreien (Kap. 2).

Angebot und Nachfrage sind auf dem Heldenmarkt nicht immer zusammengefallen, doch was sich sagen lässt, ist: dass es keinen »heldenfreien« Augenblick gegeben hat, in dem Heroen nicht entweder gesucht worden sind oder ihre Dienste angeboten haben. Das gilt selbst für jene Anfangszeit, da das Land noch von umfassend selbstgenügsamen Farmern bevölkert war (Kap. 3). Immerhin haben die Erfindernaturen unter ihnen den löblichen Vorsatz gefasst, ihren Landsleuten etwas Neues und Nützliches zu hinterlassen.

Dass dieser Ehrgeiz ohne »Ehre« bleiben würde, sollte sich rasch zeigen – während auf dem »Feld«, wo etwas zu holen gewesen wäre, nichts gelaufen ist: Farmer waren, wie ihr Anführer (General Washington) feststellen musste, in der Wolle gefärbte Feiglinge. Diese Erkenntnis hat Amerikas legendäre Gründer, Wortführer wie Thomas Jefferson oder James Madison, dazu gebracht, ihre Verfassung hauptsächlich auf den effektiven Umgang mit Gewalt hin auszurichten: Präsidenten soll-

ten primär dafür sorgen, dass Kriege gewonnen werden, innere wie äußere. Eine Verwaltung im herkömmlichen Sinn hat es dazu nicht gebraucht (Kap. 4).

In dem notdürftig gesicherten Raum konnte sich gesellschaftliches Leben entwickeln – kein einheitliches und beruhigtes, wie anfangs geglaubt, weil Enge und Ehrgeiz viele Menschen dahin gebracht haben, neue Wege zu gehen. Es begann das lange Jahrhundert der Jäger nach Erfolg, dem Glück des Tüchtigen (Kap. 5). Bekanntlich hat Benjamin Franklin als erster gewusst »Wie«; das »Was« war indessen vom »Wo« abhängig: Wer sein Heil als Siedler im »wilden Westen« suchen wollte, hat kaum mehr erreicht, als Stoff für Legenden (wie »Lederstrumpf«) zu liefern.

Franklin hatte es darauf abgesehen, seinen Landsleuten Tipps für ein erfolgreiches Leben zu geben: »Gott« und »Staat«, die puritanischen Erbstücke, haben dabei nur eine randständige Rolle gespielt. Wie sich herausstellen sollte, wurden sie von vielen vermisst, die ihre materiellen Sorgen oder spirituellen Nöte alleine nicht bewältigen konnten. Selbsternannte *Retter* nahmen diese Gelegenheit wahr, um fremde Bedürfnisse in eigene Karrieren zu verwandeln (Kap. 6).

Alles in allem waren das Muster ohne ewigen Wert, hatte doch Amerikas galoppierende Industrialisierung neue Lagen geschaffen, die nach neuen Lektionen verlangt haben. Als Lehrer sind einerseits Tugendapostel aufgetreten, die Arbeit und Anstand unters Volk bringen wollten (Carnegie gehört dazu); andererseits sollten fahrende Glücksbringer in Mode kommen, deren frohe Botschaft vom leichten Erfolg gläubige Hörermassen anlocken würde (Kap. 7).

Gerade solche seichten Apostel verdanken ihre phänomenalen Erfolge nicht zuletzt dem Faktum, dass Amerikas politische Elite kein soziales Netz (»Versicherungsstaat«) für Notleidende organisiert hat. Aus dieser Lücke sollten auch selbsternannte Volksfürsorger Kapital (Macht, Profit) schlagen: Herrscher über »politische Maschinen« oder paradiesische »Fabrikstädte«, die Wohlverhalten (Parteidienst, Arbeitseinsatz) mit Wohltaten bezahlt haben – Geld, Job, Wohnung und manches mehr (Kap. 8).

Dass solche Experimente auf wenig Gegenliebe gestoßen und eher früher als später gescheitert sind, legt die Frage nahe, wie es denn um den amerikanischen Staat bestellt war. Würde er sich nachholend modernisieren, also institutionell »aufholen« können? Trend (Industrialisierung) und Trauma (Bürgerkrieg) sollten allerdings weder Zeit noch Raum für systematische Reformen lassen; stattdessen sind Lücken füllende Macher zum Zug gekommen, die es verstanden haben, das Notwendige mit dem Möglichen abzugleichen (Kap. 9).

Noch nicht aus der Welt war damit freilich das amerikanische Faible für heroische Führer, deren Persönlichkeit die desorganisierte Welt des Politischen mit Glanz und Gloria füllt – getreu dem Motto: »America first« (Kap. 10). Woodrow Wilson hat diese Parole ausgegeben, Donald Trump ist ihr verfallen. Bei allen Unterschieden sind sich beide darin einig, wie die Vision Wirklichkeit werden kann: »Amerika braucht Helden« (Mitt Romney).

Eingerahmt wird das Figuren-Kabinett von zwei Kapiteln (1, 11), die skizzieren, welche Verwerfungen dadurch schon entstanden sind oder noch entstehen könnten, dass sich Amerika »verwählt« hat. Die Rahmenhandlung, sozusagen.

# 1. Die Einsicht: *An idiot*

---

Um das Jahr 2010 herum hat Donald Trump schon einmal politische Ambitionen entwickelt. Und Steve Bannon, sein späterer Chefstrategie, war damals bereits ein gefragter Mann. Trump, wurde ihm seinerzeit hinterbracht, sei beratungsbedürftig, weil er Präsident werden wolle. Bannons spontane – und bezeichnende – Gegenfrage: »Von welchem Land?« (Woodward 2018: 2)

Davon, dass der Möchtegern-Kandidat in den Jahren danach an seiner Eignung gearbeitet hätte, um beim zweiten Anlauf fitter zu sein, ist nichts bekannt. Bannon sieht immer noch dramatische Defizite: Trump benehme sich wie »ein elfjähriges Kind«. Andere Kenner der Person, ebenfalls aus dem engsten Sympathisantenkreis, urteilen nicht schmeichelhafter: »a fucking moron« (Rex Tillerson, Trumps zeitweiliger Außenminister), »dumb as shit« (Gary Cohen, Trumps zeitweiliger Wirtschaftsberater) oder, ganz einfach und daher besonders häufig zu hören, »an idiot« (John Kelly, Trumps zeitweiliger Stabschef u.a.).<sup>1</sup>

Bei jemandem wie Trump muss man sich fragen, ob seine Machtergreifung nicht schlicht ein Un- oder Zufall war: ein *accidental President* – wie andere vor ihm auch schon, wenngleich insofern doch einzigartig, als es selbst im Nachhinein schwerfällt, seine Machtergreifung zu erklären:

»Bei den Republikanern hat 2016 völlig überraschend ein Präsidentschaftskandidat reüssiert, dessen Aufstieg alles annulliert hat, was

---

1 <https://qz.com/1267508/all-the-people-close-to-donald-trump-who-called-him-an-idiot/>

vorher als gesichertes Wissen gegolten hat. Etwa: welche Qualifikationen ein Bewerber mitbringen müsste oder wie ein erfolgversprechender Wahlkampf auszusehen hätte. Mehr als zwei Jahre danach stehen wir immer noch vor einem Rätsel.«<sup>2</sup>

Wer da meint, dass Angebot und Nachfrage etwas miteinander zu tun haben, der kommt nicht umhin, einem doppelten Verdacht nachzugehen: *Is Trump mentally ill? Or is America?*<sup>3</sup>

Welche Defekte der Person zu schaffen machen mögen, ist vielleicht nicht abschließend, aber doch ausführlich diagnostiziert worden (Lee 2017). Was die geistige Verfassung des ganzen Landes angeht, bleibt das eine oder andere offen. Herausgestellt hat sich immerhin, dass »Verrücktheit« viele Formen annehmen kann und hinter manchem Irrsinn auch Methode steckt. Das Potenzgehebe weißer Männer, die ihre Schusswaffen vergöttern; der Glaube einfältiger Frauen, Trump sei ihnen von Gott geschickt worden, um die Abtreibungssünde auszurotten; das Frustgefühl von Menschen, deren sozialer Status unter Druck geraten ist, weil »andere« Andere (mal Immigranten, mal Farbige) an ihnen vorbeiziehen könnten – diese Motivlagen sind insofern randständig rational, als sie sich etwas ausrechnen. Es muss nicht a priori verrückt sein, einem Verrückten hinterherzulaufen. In anderen Fällen wird noch deutlicher, dass Trump als nützlicher Idiot gehandelt wird: wenn etwa die *High Society* für Steuersenkungen oder Bohrlizenzen oder Rüstungsaufträge leichten Herzens bereit ist, ihre Vernunft dauerhaft abzuwürgen.

Weder Frust noch Kalkül entstehen aus dem Augenblick heraus. Sie haben eine ebenso lange wie verwickelte Vorgeschichte, in deren Ver-

2 <http://nymag.com/intelligencer/2018/12/did-trumps-win-mean-anybody-can-be-president.html>

3 [https://www.washingtonpost.com/news/book-party/wp/2017/09/22/is-trump-mentally-ill-or-is-america-psychiatrists-weigh-in/?utm\\_term=.7734681325a5](https://www.washingtonpost.com/news/book-party/wp/2017/09/22/is-trump-mentally-ill-or-is-america-psychiatrists-weigh-in/?utm_term=.7734681325a5). Die Alternative, das sei wenigstens am Rande erwähnt, vereinfacht die Sachlage insofern, als sie von dem komplexen Vermittlungsprozess zwischen »oben« und »unten« abstrahiert. Aufschlussreiche Einblicke in diese Sphäre vermittelt Alberta (2019).

lauf sich ideologische, institutionelle und ökonomische Faktoren auf mannigfache Weise überkreuzen. So rekurriert, um »Donald Trumps Aufstieg« zu enträtseln, die komplexeste aller vorgelegten Analysen auf rund 30 miteinander verschränkte Faktoren (Campbell 2018). Das letzte Wort in dieser Sache scheint damit gesprochen. Und doch bleibt ein Rest: die merkwürdige Erscheinung nämlich,

»dass immerhin 60 Millionen Amerikaner ihr Schicksal einem Schaumschläger anvertrauen, der ihnen versichert, die kaputte Nation im Alleingang reparieren zu können: *I alone can fix it* – und dafür nichts als das abgewetzte Motto parat hat, den Regierungsapparat kurzerhand stillzulegen: *Drain the swamp!*«<sup>4</sup>

Dass er seit diesen Ankündigungen unvorstellbar viel Porzellan zer schlagen hat, ist dem Elefanten keineswegs schlecht bekommen. In seinem Falle korrelieren Destruktion und Devotion sogar positiv: »Millions of Americans who did not like the president in 2016 now say they do.«<sup>5</sup> Wer das Geschehen die ganze Zeit über beobachtet hat, kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus:

»Es ist einigermassen verrückt, dass jemand wie Trump, der sich während seiner Amtszeit derart daneben benommen hat, ein Jahr vor den nächsten Präsidentschaftswahlen mehr Rückhalt bei seiner Parteibasis findet als beim ersten Mal.« (Alberta 2019: 1f.)

Kurzum: Donald Trump ist, aus diesem Blickwinkel betrachtet, kein ausgefallenes Produkt des seltenen Zusammentreffens unglücklicher

- 
- 4 <https://www.nytimes.com/2016/07/22/us/politics/trump-transcript-rnc-address.html>; <https://www.americanprogress.org/issues/democracy/reports/2017/01/05/295947/drain-the-swamp/>. Dass es Trump mit seiner Überheblichkeit ernst war, hat niemand deutlicher zu spüren bekommen als Chris Christie, der Chef des 140-Mann-starken Übergangsteams, das dem politischen Novizen eine Art *road map* mit auf den steinigen Weg des Regierens geben sollte. Sein voluminöses Vademecum ist umgehend und ungelesen im Müll gelandet.
- 5 <https://www.nytimes.com/2019/08/07/upshot/trump-approval-rating-rise.html?action=click&module=News&pgtype=Homepage>

Umstände, sondern der bisher größte anzunehmende Unfall eines amerikanischen Personen- und Heldenkults, dem es nachzuspüren gilt.<sup>6</sup>

---

6 Wer Donald Trump unter der Rubrik »amerikanische Krankheit« führt, muss mit dem Einwand rechnen, die Deutschen hätten schließlich »ihren Hitler« gehabt. An Vergleichen herrscht denn auch kein Mangel – was allerdings nichts daran ändert, dass sie samt und sonders hinken. In erster Linie deshalb, weil Adolf Hitler eine »totale Organisation« zusammengebaut hat (Hannah Arendt), die ihm, ihrer Risse ungeachtet, gute Dienste leisten konnte.

## 2. Träumer

---

### 2.1 Moments of madness

Filme seien Träume, sagt man, und dieser Film war ein Kassenschlager: »The Russians Are Coming, the Russians Are Coming«. 1966 herausgekommen, veralbert er den Heldenraum nach amerikanischer Art.

Worum geht es? Das idyllische Leben einer amerikanischen Gemeinde wird schlagartig gestört, als russische Matrosen, deren U-Boot vor der Küste Neu-Englands havariert ist, notgedrungen an Land gehen, um nach Pannenhilfe Ausschau zu halten. Die verschreckten Einwohner deuten diese Aktion als Angriff; ihr geliebtes Vaterland schwebt in größtmöglicher Gefahr. Ein *moment of madness* (Aristide Zolberg) kündigt sich an.

Verteidigung ist angesagt, aber irgendjemand muss diesen patriotischen Schwung »operationalisieren«. Zum Helden und Anführer schwingt sich Fendall Hawkins auf, ein großmäuliger Alt-Milizionär, der alle Anstalten macht, seine zusammengewürfelte Bürgerwehr säbelschwingend ins Gefecht zu führen. Auf verlorenem Posten steht derweil die reguläre Staatsmacht in Gestalt eines einsamen Ordnungshüters, dessen verzweifelter Mahnruf ungehört verhallt: »We got to get organized«.<sup>1</sup>

Der Staat ist zur Stelle, aber nicht gefragt – im Zweifel traut man dem »starken Mann«, einfach weil er führt, mehr zu. Dessen flagran-

---

1 <https://www.youtube.com/watch?v=6SP9x-28FE4>



te Unfähigkeit spielt keine Rolle. Die Vernunft kollabiert, sie ist dem verrückten Augenblick nicht gewachsen.

Noch ein Patriot kommt ins Spiel: Walt Whittaker, der mit Familie inmitten von Dünen den Urlaub genießt und dort auch, weit weg vom übrigen Geschehen, seine eigene Feindberührung hat. So schwingt er sich dazu auf, heldenmütig Land, Weib und Kind auf eigene Faust zu verteidigen. Seine Frau hält das für Selbstmord, aber er zieht die Sache durch, lenkt den bewaffneten Bewacher ab, springt ihn von hinten an (»I got'm, I got'm«), verheddert sich mit ihm zusammen im störrischen Gardinenschmuck – und bemächtigt sich am Ende dessen Gewehrs. Alles in allem: keine Heldentat für die Ewigkeit, aber immerhin hält der Filius seinen Vater nicht mehr für einen Feigling.

Wahre Amerikaner, lernt man, *sind* Helden, ob (An-)Führer oder Vorbilder.<sup>2</sup> Dass ihr Heroismus »ungleichzeitig« ist und schnell komisch wird, fällt ihnen selbst auf. Fendall Hawkins findet irgendwann seinen gesunden Menschenverstand wieder, erinnert sich daran, dass militärische Konflikte eigentlich Sache des Staates sind, alarmiert das Pentagon. Der Konflikt wird dadurch angemessen hochgezont und in professionelle Hände gelegt. Walt Whittaker findet seinerseits zu einer anderen Normalität zurück: als ihm klar wird, welche fatalen Irrtümer sich in den lokalen Köpfen festgesetzt haben, geht sein ganzes Bestreben dahin, die aufgeschreckte Gemeinde mental wieder abzurüsten. Der Ordnungshüter schließlich waltet wieder seines Amtes. Er möchte den schießwilligen U-Boot-Kommandanten verhaften und, als daraus nichts wird, wenigstens seine Personalien aufnehmen. Selbst die Routine schafft Helden.

Was soll man davon halten? Mit nichts als Hegel im Kopf fällt das Fazit leicht: typisch Amerika. Einerseits kann sich auch diese Nation dem »Weltgeist« nicht entziehen, der Heldentum aussortiert und durch Staatsaktionen ersetzt: »Im Staat kann es keine Heroen mehr geben:

---

2 Was zweierlei *nicht* implizieren soll: dass das amerikanische Heldenreservoir damit schon ausgeschöpft sei (s. etwa Abrahams 1966); und, wichtiger noch, dass Helden außerhalb des Kinos Gutmenschen sein müssen.

diese kommen nur im ungebildeten Zustande vor.« Denn der »öffentliche Zustand«, notiert Hegel weiter, »ist für um so vollkommener zu erachten, je weniger dem Individuum für sich nach seiner besonderen Meinung, im Vergleich mit dem, was auf allgemeine Weise veranstaltet wird, zu tun übrigbleibt.« (Hegel 1986a, 180f.). Der Staat ist ein Profi und kann seine Qualitäten am besten dort ausspielen, wo ihm niemand ins Zeug pfuscht.

Andererseits hinkt das Land dem Geist eben merklich hinterher:

»Was nun das Politische in Nordamerika betrifft, so ist der allgemeine Zweck noch nicht als etwas Festes für sich gesetzt, und das Bedürfnis eines festen Zusammenhaltens ist noch nicht vorhanden, denn ein wirklicher Staat und eine wirkliche Staatsregierung entstehen nur, wenn bereits ein Unterschied der Stände da ist, wenn Reichtum und Armut sehr groß werden und ein solches Verhältnis eintritt, dass eine große Menge ihre Bedürfnisse nicht mehr auf eine Weise, wie sie es gewohnt ist, befriedigen kann.« (Hegel 1986b, 113)

Freilich gehorcht der Fortschritt Hegels Vorgaben nicht willenslos: Die Ungleichheiten könnten kaum größer sein, als sie heute sind, und auf den »wirklichen Staat« wartet man immer noch. Geschweige denn, dass irgendjemand damit gerechnet hätte, einen wie Donald Trump zu erleben, dessen vordringliches, ja einziges Ziel darin besteht, das, was sich an bürokratischen Versatzstücken herausgemendelt hat, so gründlich wie möglich wieder auszurotten.

Es gibt noch ein zweites Phänomen, das nicht in Hegels Plan passt. Der sieht nämlich vor, dass Heroismus und Etatismus – Bewährungsproben und -aufstiege gewissermaßen – miteinander negativ korrelieren, so dass Amerikas »Heldendependenz« sukzessive abnimmt. Doch das ist nicht passiert. Für den Staat arbeiten rund neun Millionen Männer und Frauen (Light 1999) – und trotzdem scheint die Nachfrage nach Heroen keineswegs zu schwinden: »Poll Finds Americans Lack Major Heroes«, heißt es im selben Moment.<sup>3</sup>

3 <https://news.gallup.com/poll/4282/most-admired-poll-finds-americans-lack-major-heroes.aspx>

Was zu dem überraschenden Sachverhalt passen mag, dass Heroen mit dem Staat zusammen geboren worden sind. Also um 1776 herum.

## 2.2 This most perfect society

»Hawkins« und »Whittaker« sind keine ur-amerikanischen Charaktere. Genauer: Im frühesten Gründungsdokument, John Winthrops *Model of Christian Charity* von 1630, sucht man sie vergeblich.<sup>4</sup>

Der Puritaner John Winthrop (1587-1649) hat von Massachusetts aus das koloniale Frühstadium Neu-Englands programmatisch und politisch wie kein zweiter geprägt. Er war ein Anführer, dessen Rolle aber darauf beschränkt war, umgehend geregelte, d.h. organisierte Verhältnisse zu schaffen. Im nationalen Gedächtnis ist er jedoch nicht haften geblieben, weil er verfasste Zustände etabliert, sondern vorbildliche versprochen hat. Eine »city upon the hill« sollte es werden, deren Entwicklung, »both civil and ecclesiastical«, weltweit beobachtet würde. Die Charta von 1629 hatte dafür schon den Rahmen festgelegt: Es müsse »von hier an und für alle Zeiten einen Gouverneur, einen stellvertretenden Gouverneur und achtzehn Assistenten geben«. Aufgabe dieses bürokratischen Wasserkopfs war es, die Angelegenheiten eines überschaubaren Kollektivs nach bestem Wissen und Gewissen zu ordnen: rund 700 Glaubensbrüder, welche sich, puritanisch geschult, auch wechselseitig observieren würden.<sup>5</sup> »Überwachen und Strafen« (Michel Foucault) waren – neben Beten – die bevorzugten Praktiken, auf Expansion hat man zugunsten der Kontrolle verzichtet. »Cuius religio, eius regio« hätte das Motto heißen können, sprich: Orthodoxie und Bürokratie sind deckungsgleich gewesen. So etwas wie Heldentum konnte unter solchen Umständen höchstens durch Abweichung entstehen: Hexen, Proselyten.

4 <http://teachingamericanhistory.org/library/document/a-model-of-christian-charity/>

5 Zum (leicht schiefen) Vergleich: Das heutige Massachusetts mit sieben Millionen Einwohnern wird von einer Zwölf-Mann-Riege geführt.

Wer nach Heroen forscht, wird auch im zweiten Gründungsdocument – Thomas Jeffersons *Declaration of Independence* von 1776<sup>6</sup> – noch nicht fündig werden. Es stellt die Weichen in Richtung Sezession (von England) – namens jener Staatsangehörigen, deren persönliche Zufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen soweit abgesunken ist, dass sie nicht mehr länger bleiben wollen. »Life, Liberty, and Happiness« stehen auf ihrem Programm, die Seligkeit läuft nebenher, als Beigabe (Jefferson 1975: 235). Damit daraus das neue Kollektiv entschlüpfen konnte, musste Winthrops »Hügel« durch ein Flächen-Modell abgelöst werden, weil, wie später Hegel bemerkt, der »Gang Gottes« jenseits des Atlantiks für vollkommen un-europäische Weiten gesorgt hatte. Jefferson ist sich dessen durchaus bewusst, ja er macht diesen Sachverhalt zum Dreh- und Angelpunkt seiner Gesellschaftsvision: »Wir haben riesige Flächen ungenutzten Bodens, die auf den fleißigen Landmann warten.« Diese Fülle Sorge für Frieden, denn: »Jene, die den Boden bearbeiten, sind das auserwählte Volk Gottes – sofern Er jemals ein Volk dazu bestimmt hat, Hüter der wahren Tugend zu sein.« Kennt doch »keine Zeit ein Beispiel dafür, dass das bauerliche ein sittenloses Leben gefördert hätte« (Jefferson 1975: 216f.). Jefferson träumt von einem Amerika, das für Helden schon deshalb nicht taugt, weil sie keine Beschäftigung finden – Gott hat es so gewollt: Dieses Land ist ein Traum und damit das Ende aller Träume.<sup>7</sup>

Es ist dann passiert, was zu erwarten war: Hegel wurde faktisch auf den Kopf gestellt und Amerika dem europäischen Menschen als die bessere Alternative angeboten. Der dies bewerkstelligt hat, war der zum Land- konvertierte Edelmann J. Hector St. John de Crèvecoeur. Seine *Letters from an American Farmer* aus dem Jahr 1782 beschreiben das bauerliche Leben exakt und en détail so, wie es Jefferson annonciert (Crèvecoeur 1981): als ein Paradies für jeden, der bei Sinnen ist.

6 [www.ushistory.org/declaration/document/](http://www.ushistory.org/declaration/document/)

7 Privat war Jefferson sich seiner Sache nicht so sicher, weil er wusste, dass dort, wo viel Schatten ist, auch viel Licht sein muss: grandiose Paläste, glänzende Feste, schöne Frauen und manches andere mehr. Weshalb es ihm unzumutbar erschien, unfertige Söhne (von Töchtern ist keine Rede), damit sie gebildet würden, nach Europa zu schicken.

Wir machen etwas aus unserer (amerikanischen) Welt, hat John Winthrop verkündet. Crèvecoeur dreht den Spieß um: Die (amerikanische) Welt macht aus uns etwas, nämlich den »American Farmer«. Das hohe Lied auf die Landwirtschaft war ein auffälliger, weil abweichender Beitrag zur transatlantischen Debatte darüber, welchen Kurs zivilisierte Gesellschaften am Ende des 18. Jahrhunderts einschlagen sollten.

Als Crèvecoeurs Agrar-Idylle ihren Weg nach Europa fand, ist in England gerade die Bibel des neuen und *industriellen* Zeitalters erschienen: Adam Smiths »Wohlstand der Nationen« (Smith 1993). Smith sieht den uneinholbaren Vorteil des »Gewerbes« darin, dass sich dessen Tätigkeiten weiter ausdifferenzieren lassen und mit der Arbeitsteilung auch die Produktivität zunimmt:

»Der Grund, warum die Produktivität der Arbeit in der Landwirtschaft nicht immer mit der des Gewerbes Schritt hält, dürfte in der Tat darin zu suchen sein, dass es unmöglich ist, die verschiedenen Arbeiten und Tätigkeiten und Berufe streng und vollständig voneinander zu trennen.«

Zwar seien die reichen Nationen den armen gewöhnlich auf beiden Feldern überlegen, doch sei »ihr Vorsprung in der Agrarwirtschaft durchweg geringer als in den übrigen Erwerbszweigen« (Smith 1993: 11).

Dieses – später von David Ricardo (2006) verfeinerte – Kalkül führt zum dogmatischen Schluss, dass es sich für höher entwickelte Gesellschaften rentiert, ganz auf den industriellen Fortschritt zu setzen, während die Versorgung mit landwirtschaftlichen Produkten durch kostengünstige Importe sichergestellt werden soll. Lassen sich Agrarstaaten auf diesen Handel ein, dann zementieren sie den Status quo und blockieren so ihre eigene Höherentwicklung. Was wie ein schlechtes Geschäft aussieht, ist es, wenigstens aus amerikanischen Augen, keineswegs gewesen. Europas Staaten, darin war sich Thomas Jefferson mit anderen Beobachtern einig, müssen befürchten, ihre glänzenden Metropolen eines hässlichen Tages an den Pöbel zu verlieren – »the demolition and destruction of everything public and private« ist, aus dieser Warte betrachtet, die schicksalhafte Folge einer trügerischen Visi-

on. Andererseits: »Amerikas Bauern« sind nicht die *canaille* von Paris. Wir können sie beruhigt frei herumlaufen lassen«, denn »mit Sicherheit werden sie kein einziges Regiment auf die Beine stellen können«, welches »ihrem Wunsch nach Selbständigkeit die nötige Schubkraft verleihen würde. Der Kitt unserer Union: das ist das Herzblut jedes Amerikaners.« (Washington 1854: 277, 425)

Man träumt eben von den eigenen Zuständen: Die Menschen benötigen keine oder nur eine ganz rudimentäre Organisation, um ihr Zusammenleben friedlich und für alle erfreulich zu gestalten. Wer Crèvecoeurs verlockendem Ruf folgt, kann sich, auf den Punkt gebracht, eines uneinholbaren *Rückstands* erfreuen: »hübsche Städte, wohlhabende Dörfer, weitläufige Felder, ein riesiges Land mit nichts als netten Häusern und guten Straßen«, dazu »Obstgärten, Wiesen und Brücken« (Crèvecoeur 1981: 66) – alles innerhalb eines Jahrhunderts der widerborstigen Wildnis abgerungen. Das zivilisierte Umfeld ist beides, Ergebnis und Voraussetzung des (nach menschlichem Maß) natürlichen Lebens: »Wir sind«, feiert der Franzose sein neues Zuhause, »ein Volk von Bauern, das über ein weites Land verstreut ist«, von einer »sanften Macht an der langen Leine geführt wird und die Gesetze achtet, ohne deren Härte fürchten zu müssen, weil sie durchwegs gerecht sind.« Wir werden«, schließt diese Amerika-Hymne, »alle von einer Energie angetrieben, die dadurch entfesselt wird, dass jeder Mensch nur für sich selbst arbeitet.« (Crèvecoeur 1981: 67)

Eine sanfte Macht, deren »silken bands« dafür sorgen, dass Lebensläufe und -pläne einander nicht in die Quere kommen – so etwas kann sich Crèvecoeur vorstellen. Härtere Bandagen will er den Oberen keinesfalls zugestehen, mehr braucht es auch nicht in dieser »most perfect society now existing in the world«. Ehrgeizige Führer aller Art, die aus Eitelkeit und Machtgier mit großen Worten kleine Leute übers Ohr hauen, sollen künftig keinen Gesprächsstoff mehr abgeben können: »Not a word of politics shall cloud our simple conversation.« (Crèvecoeur 1981: 225)

»Not a word of politics« – politische Inhalte sind grundsätzlich tabu, weil sie mehr zerstören als nur Stimmungen (»ein garstig Lied«):

nämlich das Lebensgefühl, dessen Qualität dadurch bestimmt wird, dass es von fernen Ereignissen nicht tangiert wird.

Worte konnte man draußen halten, bei Waffen – und dann auch Waren – hat es nicht funktioniert.

## 3. Farmer

---

### 3.1 A situation so singularly terrible

Der kolonialen Elite, den feinen und fernen Herren, war gleichgültig, was sich die real existierenden Farmer vorgestellt oder gewünscht haben. Im Ergebnis ist es mit der »splendid self-isolation« des kleinen Mannes schnell vorbei gewesen. Anschwellende Reibereien zwischen Kolonien und Mutterland haben das traute Heim mit in den Schlamm hineingezogen. So ist Crèveœur, ein ortsbekannter (Vernunft-) Monarchist, zunehmend auf patriotisierte Separatisten gestoßen, die ihm mit wachsender Aufdringlichkeit ans Leder wollten.

Hier hätte es eine Gelegenheit gegeben, Leib und Leben der Lieben heroisch verteidigend, über sich hinaus zu wachsen. Aber das war Crèveœurs Sache nicht.

Sein Selbstvertrauen ist wie weggeblasen: Niemals, klagt er, sei die Lage *so singularly terrible* gewesen, »in every possible respect«. Attacken konnten zu jeder Zeit stattfinden und haben ihren unmenschlichen Terror besonders dann erzeugt, wenn »sie ›mitten in der Nacht‹ unternommen worden sind«. Doch selbst tagsüber konnte man sich keinen Augenblick mehr sicher fühlen: »Wann immer wir auf unsere Felder gehen, packt uns unwillkürlich die Angst; sie schwächt einen körperlich und lähmt die Arbeitskraft. Wir reden nur noch über die Berichte vom Zerstörungswerk, das sich im Land ausbreitet.«

Politik *monopolisiert* die Gespräche, »not a word of politics« war gestern. Man redet – und man zittert, ohne Unterlass. Jedes »noch so leise Geräusch provoziert im Handumdrehen einen Großalarm, so dass



wir nicht einmal mehr in Ruhe unsere Mahlzeiten einnehmen können«. Dass in der Gefahr das Rettende auch wächst, vielleicht sogar mit eigenem Zutun – davon weiß der verängstigte Crèvecoeur nichts. Er »erschauert« beim Gedanken daran, wie das alles enden muss, und dabei bleibt es (Crèvecoeur 1981: 203).

War der »amerikanische Farmer« ein unverbesserlicher Feigling? Das hätte vor allem jene getroffen, die darauf gebaut haben, mit seiner Hilfe das englische Joch abschütteln zu können. Angesichts des Kräfteverhältnisses wären dafür abertausende todesmutiger Soldaten nötig gewesen – von einer Entschlossenheit, wie sie bei jenen anzutreffen war, deren Bestimmung darin lag, fürs Vaterland das Mundwerk zu schärfen. In diesen Zirkeln konnte man auf manchen stoßen, dessen Herz vom »heiligen Feuer des Patriotismus« verzehrt worden ist.

Etwa Patrick Henry, der »legendäre Redner und glühende Verfechter des Unabhängigkeitskrieges« (Wikipedia), dessen Fabulierkunst für Furore gesorgt hat.

»Man sagt uns«, lässt er sein Publikum bei Gelegenheit wissen,

»wir seien schwach, unfähig gegen einen derart formidablen Gegner zu bestehen. Aber wann werden wir stärker sein? Nächste Woche, nächstes Jahr? Oder dann, wenn man uns völlig entwaffnet hat und vor jedem Haus ein britischer Wachsoldat steht? Werden wir dadurch stärker, dass nichts entschieden und nichts unternommen wird?«

Dabei war alles möglich, denn:

»Das Millionenheer, versammelt, um das heilige Anliegen der Freiheit mit Waffengewalt zu verteidigen, kann von keiner noch so starken Militärmacht unseres Feindes besiegt werden.«

Die Zeit für Zweifel würde jedenfalls vorbei sein – und die der Entscheidung gekommen:

»Was wollen die Herrschaften? Wie hätten sie es gern? Ist das Leben derart kostbar und der Frieden so wertvoll? Da sei Gott der Allmächtige vor! Ich weiß nicht, was andere machen, doch für mich heißt es: Gib mir Freiheit oder gib mir den Tod!« (Nachzulesen bei Wirt 1841: 141f.)

Wie Henry hat auch der (kontinentale) Kongress angenommen, dass sich Amerikas Helden auf die Füße treten würden. In den Köpfen seiner Abgeordneten gab es eine spezifisch amerikanische und bereits »angeborene Tapferkeit«, deren beschwingtem Vorwärtsdrang kein Feind etwas Gleichwertiges entgegensetzen könnte: »Unsere Truppen sind von der Freiheitsliebe beseelt«, hat das Hohe Haus 1776 deklariert. Man wisse zwar »um ihren Mangel an Erfahrung und Disziplin«. Doch die Fakten sprächen »dafür, dass ein angeborener, patriotisch befeuerter Mut ausreicht, um dieses Handikap zu kompensieren« (Royster 1979: 28).

Hinter dem Pathos versteckt sich wohl auch Panik: Weil keine Wehrmacht zur Verfügung stand, musste Wagemut die Sache richten. Vielleicht wäre es auch so weit gekommen, hätten »gentlemen« den Krieg geführt. Doch deren Meinung nach war das blutige Geschäft am besten bei den gemeinen Farmern aufgehoben – die, wie kaum anders zu erwarten, die Chuzpe mit Unlust vergolten haben. Hat doch jeder »Soldat, der die Freiheit besitzt, sich hinter Zäunen und Bäumen zu verstecken«, auch »die Freiheit abzuhaufen« (Royster 1979: 12f.). Um diese Lektion sollte auch der Anführer des Soldatenhaufens, George Washington, nicht herumkommen: Seine Helden, lamentiert er aus gegebenem Anlass, »reklamieren nicht alleine die Freiheit zu denken, sondern auch das zu machen, was ihnen gerade einfällt« (Sparks 1834: 389).

Vor allem zu Beginn des Krieges, als der feste Wille das mentale Gewicht des Krieges noch ganz alleine zu tragen hatte, musste man damit rechnen, dass Flucht der erste Gedanke des Soldaten war: »In the most shameful and disgraceful manner«, seien seine Leute davongerannt, erinnert sich Washington. »Ich habe«, fährt er fort, »jede nur denkbare Anstrengung unternommen, um sie wieder einzusammeln« – vergebens. Seine Helden waren verschwunden, »ohne einen einzigen Schuss abzufeuern.« Washington belässt es nicht bei der Klage und findet eine Erklärung, die unwillkürlich an Crèvecoeurs Gefühlshaushalt erinnert:

»Männer, die gerade erst ihrem trauten Heim entrissen worden und zum ersten Mal dem dröhnenden Lärm der Waffen ausgesetzt sind; die darüber hinaus vom Kriegshandwerk überhaupt nichts verstehen – solche Männer verlieren jedes Selbstvertrauen, sobald sie trainier-

ten und disziplinierten Söldnern gegenüber stehen, die ihnen an Wissen und Waffen überlegen sind. Dann flüchten sie vor ihren eigenen Schatten.« (Fitzpatrick 1932: 95, 110)

Spruch: Mit einer überlegenen Organisation konfrontiert, konnte sich der amerikanische Heroismus, auf den seine Gläubigen so große Stücke gesetzt haben, nicht einmal entfalten – geschweige denn bestehen.<sup>1</sup>

Das ist zwar bald erkannt worden, war aber dem »American spirit« so fremd, dass man nach fremder Expertise suchen musste, um den fragilen Kampfeswillen organisatorisch zu stabilisieren. England würde natürlich keine Ratgeber schicken, doch seine Praxis, Krieg zu führen, stand auch anderswo hoch im Kurs: *the Prussian way* hat dieselben Ideale verfolgt und Routinen gepflegt.

Und aus Preußen würde das Heil schließlich kommen – in Gestalt des Barons v. Steuben, dessen segensreiches Wirken später auch entsprechend gewürdigt worden ist:

»Ihm, und fast ihm allein, verdanken wir die Disziplin und Ordnung, welche zuletzt unsere Truppen wirklich kampffähig machten. Die wohlthätigen Folgen seiner unausgesetzten Exerzierübungen und des Unterrichts, den er unseren Offizieren erteilte, zeigten sich schon wenige Monate nach seiner Ankunft. Ordnung entsprang aus Unordnung und anstatt eines verworrenen Haufens erhielten wir zuletzt die Grundlagen eines wohldisziplinierten und mächtigen Heeres.« (Schmitt 1858: 5)

Kurz und gut: Das Militär ist kein gutes Pflaster für amerikanisches Heldentum gewesen, daran hat auch der damals viel beschworene große Gott nichts ändern können. Immerhin war er bereit, den Amerikanern einen Helden zu schicken: eben George Washington, dem der Ruf hinterher eilen sollte, sich als begnadeter Führer erwiesen zu haben. Was ihm umgehend das Präsidentenamt eingebracht hat.

---

1 Über die Kräfteverhältnisse im Allgemeinen informiert Hochgeschwender 2016: 208ff.

Und Crèvecoeur? Ihn hat die ganze Geschichte nicht alleine zur Ver zweiflung getrieben, er hatte auch seine feste Meinung dazu:

»Wir sprechen nie von einem Helden der Mathematik oder der Wis senschaft vom Menschen; nein, diese Ehre reservieren wir für die er folreichsten Schlächter dieser Welt. Die Natur hat uns einen frucht baren Boden vermacht, doch nicht den Hang und die Lust, dieses Ge schenk mit ganzem Herzen anzunehmen.« (Crèvecoeur 1851: 174)

Gewitzte Mathematiker und verdiente Lebenswissenschaftler waren für Crèvecoeur nicht nur Beispiele, sondern Vorbilder. Was lag da näher, als dort einzusteigen, wo man mit den eigenen Pfunden wuchern und dazu noch der Menschheit dienen konnte: ins Landwirtschaftswesen? Als zivilisationsmüder Aussteiger wollte er nicht enden, im Gegenteil. Die Bodenbearbeitung zu verwissenschaftlichen, war sein Stecken pferd, und was ihm dazu eingefallen ist (speziell zur Kartoffelzucht, damals dem wichtigsten Sektor der Nahrungsmittelforschung) wurde in Expertenkreisen – vor allem Frankreichs – durchaus beachtet (Al bertone 2016: 21ff.). Man hat diese Sorte Wissenschaft, betrieben von erfinderischen Einzelkämpfern, mit gutem Grund »heroisch« getauft (Appleby/Hunt/Jacobi 1995: 15ff.).<sup>2</sup>

Fragen kann man allerdings, wie sich der Hang zu Höhenflügen mit dem selbstgenügsamen Ideal des amerikanischen Farmers vertragen würde.

- 
- 2 Erfinderische Menschen gab es natürlich anderswo ebenfalls, doch nicht über all hat man sich ganz auf sie verlassen. Auch hier sollte sich der *Prussian Style* bemerkbar machen. Sprich: Die Erfinderei wurde in diesem Falle organisiert, und dafür hat man eine »landwirtschaftliche Lehranstalt« ins Leben gerufen. Deren erster Leiter war Albrecht Daniel Thaer, von dessen Arbeiten es einmal heißen sollte, sie hätten als Basis »for the establishment of agricultural colleges and schools in the United States« gedient. Bis es soweit war, sind aber noch etliche Jahrzehnte ins Land gezogen.

### 3.2 The commercial expansionist

Die Verwissenschaftlichung der Landwirtschaft war keineswegs ein Selbstläufer. Darauf hätte auch Crèvecoeurs Briefpartner Thomas Jefferson stoßen müssen. Zur Erinnerung: Seine Liebe galt dem naturbelassenen Ackermann. »Jene, die den Boden bearbeiten«, preist er seine schollenfixierten Landsleute,

»sind Gottes auserwähltes Volk, so er je sich eines ausgesucht hat, das für ihn die echte Tugend bewahren soll. Dieses Volk hütet jene heilige Flamme, die andernfalls vom Erdboden verschwinden würde.« (Jefferson 1975: 219)

Was streng genommen darauf hinausläuft, dass Fortschritt Gotteslästerung ist.

So weit geht Jefferson nicht; immerhin gefällt es ihm, Moderne und Moral konsequent gegeneinander auszuspielen: Die Zahl, der im (später so bezeichneten) industriellen Sektor Beschäftigten sei grundsätzlich ein guter Gradmesser – »a good enough barometer« – für das Ausmaß des allgemeinen Sittenverfalls. Dass es die Europäer dahin haben kommen lassen, gehe freilich nicht ausschließlich auf Blindheit oder Blasphemie zurück, sondern spiegele auch eine fatale Zwangslage wider: Anders hätten ihre Nationalökonomien die überzähligen Menschen noch weniger ernähren können. Jefferson kannte Malthus und dessen düstere Prognose, dass der Bodenertrag unweigerlich langsamer wachse als die Bevölkerung – deren trauriges Schicksal es deswegen sei, auf alle Zeiten mit Hunger und Armut leben zu müssen (McCoy 1980). Für Amerika wollte er diese Schwarzmalerei indes nicht gelten lassen.

Denn Jeffersons Amerikaner hatten es besser, ihres war ein weites Land, das noch auf lange Zeit *jedermann* die Chance bieten würde, sein Brot an- und bodenständig zu verdienen: als Bauer sowieso, aber auch in komplementären Berufen: »Schreiner, Maurer, Schmiede braucht die Landwirtschaft«. Was darüber hinaus für »die allgemeine Industrieproduktion« benötigt würde, das solle man lieber von »Europas Werkstätten« beziehen: »Es ist besser«, rechnet Jefferson vor,

»wir schaffen unsere Vorräte und Materialien zu den Arbeitern dorthin, als dass wir den umgekehrten Weg gehen. Der Verlust, der uns dadurch entsteht, dass wir die Fertigprodukte importieren, wird durch den Gewinn an Glück und politischer Stabilität aufgewogen.« (Jefferson 1975: 217)

Für Jefferson gibt es noch einen zweiten Grund, sich von der Welt da draußen fernzuhalten: Wer dort mitmischen will, wird unweigerlich in kriegsrische Händel verwickelt. Um, meint er, »die Wahrscheinlichkeit, Kriege führen zu müssen, möglichst gering zu halten«, sei es besser, »das Meer ganz den anderen Nationen zu überlassen«. Man solle die innere Freiheit und den äußeren Frieden nicht des trügerischen Fortschritts wegen aufs Spiel setzen.

Der Sinneswandel ist schnell eingetreten. Am 15. Januar 1787 informiert Thomas Jefferson (damals Amerikas Gesandter in Paris) Crèvecoeur (inzwischen französischer Konsul in New York) von einem öffentlichen Ärgernis: »Heute morgen steht in der Zeitung, dass man uns eine weitere Erfindung stiehlt und den Engländern zuschanzt.« Gegenstand des »Raubes« war die Methode, Holzräder aus einem Stück herzustellen. Der Profiteur »hat dafür ein Patent erhalten und damit ein Vermögen gemacht«. Tatsächlich sei diese Technik bei den Farmern New Jerseys schon längst in Verwendung, und das Mindeste, was man tun müsse, sei, ihnen die gebührende Anerkennung zu erweisen.<sup>3</sup>

Ehre (»honour«) und Geld (»fortune«) standen auf dem Spiel. Das war eine überraschende Sprache mit zwei unbekannten Motiven. Jefferson hatte offenbar mitbekommen, dass sich die Moderne auszahlt – ideell wie materiell, hier in Gestalt des doppelten Erfinderlohns. Allerdings ist ihm dieses Licht nicht erst anlässlich der Holzrad-Lappalie aufgegangen; er selbst hat am Paradigmenwechsel eifrig mitgewirkt. Von ihm stammt z.B. das für den Hausgebrauch entwickelte Konzept eines optimierten Pflugs; ansonsten haben auch Themen der Wetter-, Boden- und Pflanzenkunde seine wissenschaftliche Neugier geweckt. Allesamt hat er sie fleißig »beackert«, teils vor sich hin forschend, teils

---

3 Thomas Jefferson an St. John de Crèvecoeur, 15.1. 1787.

in (brieflichem) Kontakt mit Gleichgesinnten, in- wie ausländischen (Albertone 2016, McEwan 1991, Oliver 1943).

Allgemeiner formuliert: Amerikas Agrarparadies war dabei, ausrangiert zu werden, Schritt für Schritt und, wie sich bald erweisen sollte, umso entschiedener, je stärker der Profit die Ehre in den Hintergrund gedrängt hat. Damals wurde »the entrepreneur as hero«<sup>4</sup> gezeugt, wenn auch noch nicht geboren.

Sollte Jefferson seine Komfortzone, die gottgesegnete Farm, verlassen haben, weil er ein verdeckter Modernisierer der ersten Stunde gewesen ist: *the ardent commercial expansionist* (Merrill D. Petersen), dessen »Enthusiasmus für die Agrarökonomie von allem Anfang an den Kommerz miteingeschlossen hat« (Appleby 1992: 253)? Er selbst sieht seinen Part anders: als den eines Besserwissers, der klein beigt, weil er sonst befürchten müsste, vom Zeitgeist ausgespuckt zu werden. Denn: »All the world is becoming commercial«.<sup>5</sup> So oder so – der amerikanische Imperativ würde künftig lauten: Wir müssen mit aller Macht die (nachholende) Modernisierung betreiben, um ja nicht zu spät zu kommen.<sup>6</sup> Zwar habe man, insistiert Jefferson, recht daran getan, den Landsleuten Zeit zu geben, so dass sie über ein Glück *ohne* Kommerz nachdenken könnten. Doch damit sei jetzt Schluss – der kleine Mann erwärme sich mit solcher Geschwindigkeit für die Annehmlichkeiten des Fortschritts, dass man ihn nicht mehr auf Entzug setzen könne. Deswegen liege es in Amerikas »wohlverstandenen Interesse, ein möglichst großes Stück vom Welthandelskuchen zu ergattern«.<sup>7</sup>

»To share as large a portion as we can« – ein neues Gleichgewicht wird gar nicht erst anvisiert; stattdessen soll der amerikanische Anteil am heiß umkämpften Welthandel *maximiert* werden. Selbstredend waren damit Konflikte, auch gewaltsame, vorprogrammiert. Aber was soll's? Das Ideal einer Subsistenzwirtschaft, verkündet ein realpolitisch

4 <https://core.ac.uk/download/pdf/6934915.pdf>

5 Thomas Jefferson an George Washington, 15.3.1784; s. auch Miller (1942).

6 Ein Jahrhundert später hat diese Motivlage Theodor Roosevelt veranlasst, einen wahren Kolonialisierungsfuror zu entfachen.

7 Thomas Jefferson an George Washington, 15.3.1784.

geläuterter Jefferson, sei letztlich blasse Theorie gewesen, daher müssten Amerikas Politiker umdenken und kapieren, dass »es unsere Leute unwillkürlich zu Handel und Seefahrt drängt«. Wahre Volksvertreter würden daher alles unternehmen, um die Freiheit des Welthandels zu garantieren: »to throw open all the doors of commerce and to knock off its shackles« (Jefferson 1975: 226).

Andererseits, fährt Jefferson fort, stehe nicht zu erwarten, dass sich Europas Staaten diesen Expansionsgelüsten kampflos fügen würden – was zwangsläufig eine Provokationsspirale auslöse, an deren Ende dann auch gewaltsame Auseinandersetzungen stehen mögen: »wars must be sometimes our lot«. Das war nicht einfach so daher gesagt, sondern hat sich umgehend in detaillierten Kalkulationen niedergeschlagen: 1800 Schiffsgeschütze, 18 Linienschiffe, 12 Fregatten, 8 Mann pro Geschütz, macht unter dem Strich 2.304.000 Dollar pro Jahr für Unterhalt und Ausrüstung – das müsste reichen, um den Engländern Paroli bieten zu können (Jefferson 1975: 227). Damit waren die Weichen gestellt: Amerika würde *auf Dauer* einen Führer brauchen, der imstande wäre, Kriege zu »führen«.

Die politische Wende hin zu militanter Offenheit ist zeitlich mit der Absicht zusammengefallen, dem Gebilde Amerika eine politische *Verfassung* zu geben. Passende Muster oder einschlägige Erfahrungen gab es praktisch keine. Auch die penible Durchsicht aller möglichen (darunter England, Polen, Athen) oder unmöglichen (Uri, Schwyz, Unterwalden) Vorbilder ist erwartungsgemäß im Sande verlaufen (Adams 1787). Stattdessen haben situative Einflüsse den Ausschlag gegeben, eben auch und nicht zuletzt die ökonomisch begründete Aussicht, Kriege führen und finanzieren zu müssen.

So legt die schließlich verabschiedete Verfassung dem Präsidenten *eine* Aufgabe ganz besonders ans Herz: »He shall be Commander in Chief of the Army and Navy of the United States, and of the Militia of the several States, when called into the actual Service of the United States«. Dazu, hat man sich gedacht, würde nicht viel gehören: neben dem »Chef«, dessen Gedanken einige Schreiber festhalten würden, nur noch



ein embryonales Kabinett, mehrheitlich ebenfalls mit »militäraraffinen« Aufgaben befasst (Äußeres, Finanzen, Krieg). Das war's.<sup>8</sup>

Ansonsten schien Amerika weiterhin das Refugium tüchtiger Bauern zu sein, die ihr Schicksal in eigene Hände nehmen. Wenn Jefferson von einer Sorge geplagt wurde, dann diese: dass seine Landsleute in der Wolle gefärbte Royalisten sein würden, die über sämtliche Schichten hinweg und wider alle Vernunft ihren König wiederhaben wollten. »Ich war bass erstaunt«, erinnert er sich, »wie stark man das royale Zeremoniell nachgeäfft hat, und noch stärker alarmiert, als mir bei verschiedenen Anlässen und in unterschiedlicher Gesellschaft eine Welle monarchistischer Sympathien entgegengeschlagen ist.« Diese Stimmung habe sich bis in hohe und höchste Kreise eingenistet – mit George Washington als rühmlicher, aber auch fast einziger Ausnahme.<sup>9</sup> Dass selbst die Lichtgestalt infiziert worden war, hat Jefferson übersehen oder vergessen.

---

8 <https://constitutioncenter.org/media/files/constitution.pdf>. Nicht vergessen darf man dabei die Einzelstaaten, in deren Verantwortung alles andere gelegen ist – was immer »alles« zu einem bestimmten Zeitpunkt bedeutet hat. Sie haben jedenfalls manche Lücken gefüllt, ohne dass dieser Beitrag ins allgemeine Bewusstsein gedrungen oder auf wissenschaftliches Interesse gestoßen wäre. Ausnahmen bestätigen die Regel.

9 Thomas Jefferson an Martin van Buren, 29.6.1824.

## 4. Gründer

---

### 4.1 His Highness, the President

Alles in allem war General Washington ein amerikanischer Glücksfall. Angesichts der »militaristischen« Ausrichtung des höchsten Amtes wäre es jedem Zivilisten schwerer gefallen, den Anfang zu machen.

Außerdem hat er, was den Part des Staates angeht, genauso gedacht wie die föderalistische (sprich: zentralistische) Mehrheit der Verfassungsgeber um Madison und Hamilton: »Das Sträuben der Einzelstaaten, etwas von ihrer Macht an die Zentrale abzugeben«, verbunden mit dem Glauben, allwissend und allmächtig zu sein, werde, »sofern sich nichts ändert, zum Niedergang unserer Nation führen.« Das war für ihn »so klar wie das Amen in der Kirche«. Eine Regierung mit tyrannischen Ambitionen würde ihm, dem Privatmann, zwar zu schaffen machen, doch diese Gefahr sehe er nicht. Das Schlimmste sei eine »schlappe, lahrende Regierung, die wirkt, als ob sie an Krücken geht und bei jedem Schritt ins Straucheln kommt«.<sup>1</sup>

Mit einem Kriegshelden wie ihm am Ruder würde das nicht passieren. Und der Befreiungskampf gegen England war im öffentlichen Bewusstsein ganz eindeutig George Washingtons Krieg (Leckie 1992). Er habe, hat damals ein anonymer Bewunderer gemeint, »mit einem Schlag ein großes Reich geschaffen« und sich selbst »mit ewigem Ruhm bekränzt«. Rückblickend lässt sich sagen, dass »Washington, obwohl

---

1 George Washington an Benjamin Harrison, 18.1.1784.

kein charismatischer Führer, Gegenstand der intensivsten Heldenverehrung war, die diese Nation je erlebt hat« (Schwartz 1990: 19).

Erst sehr viel später, als man genauer hingesehen hat, sind zwei Merkwürdigkeiten aufgefallen. Die erste: Washington wurde bereits als Kriegsheld gefeiert, bevor überhaupt der erste Schuss gefallen war – und blieb es auch, obwohl er als Feldherr keine Bäume ausgerissen hat. Sein Ruhm entsprang, kurz gesagt, eher einer dringenden *Nachfrage* nach Führern und Helden, die sich vom fehlenden Angebot nicht hat irritieren lassen (das »Hawkins-Syndrom«). Washingtons Glorienschein glich, zweitens, einem Passepartout, sprich: er ist umstandslos vom Feldherrn auf den Präsidenten übergesprungen. Geholfen hat ihm dabei, dass auch sein Träger im Laufe der Zeit die Statur verändert hat:

»Als frischgebackener Oberbefehlshaber ein Kristallisationspunkt für die militärische Raserei der Nation, verwandelte er sich im Laufe des Krieges immer mehr zu deren moralischem Symbol.« (Schwartz 1990: 24)

Symbol für was? Eine Revolution? Hannah Arendt hat zu Recht bemerkt, dass es keinen Sinn ergeben würde, wollte man den Vordenkern von damals das Defizit an revolutionären Gedanken vorwerfen: solche seien weder zu erwarten noch opportun gewesen. Vielmehr bestehe das verwertbare Erbe aus langjährigen Erfahrungen mit dem Instrument der Gemeindeversammlung – dort, so Arendt, »wurde die Denkungsart des Volkes ursprünglich geformt«. Dem Wettbewerb ums bessere Argument (»emulation«) seien Tugenden entsprungen, die einer republikanischen Zukunft dereinst das Fundament liefern würden (Arendt 1963: Pos. 2341ff.). John Adams, der Verfassungsspezialist, ist sogar so weit gegangen, »emulation« als gottgewollte und naturbedingte Eigenschaft des Menschen einzuordnen – »for the wisest and best purposes« (Adams 1805: 246).

Was Amerika zu einem Paradies des herrschaftsfreien Diskurses gemacht hätte. Allerdings hat derartiges wohl nur einmal existiert: als es – eine praktisch vergessene oder verschwiegene Episode – darum gegangen ist, dem künftigen Staatsoberhaupt den passenden Titel zu verpassen. Diese Suche sollte sich überraschend schwierig gestalten,

weil einerseits staatspolitische Aspekte zu bedenken waren, andererseits George Washingtons extraordinary Persönlichkeit die Diskussionen »überschattet« hat.

Für das breite Publikum hat Washington den abgehalfterten Souverän ersetzt, ohne Wenn und Aber und am besten daran abzulesen, dass die wütenden Mengen Standbilder des Königs (George III.) zerstört und durch Statuen *ihrer* Majestät ersetzt haben. Doch auch Washingtons Standesgenossen konnten oder wollten in ihm nichts Anderes sehen. Dafür, dass sie gerade einen Monarchen verjagt hatten, muten ihre qualvollen Versuche, den Präsidenten qua Etikette zu adeln, einigermaßen merkwürdig an. Gesucht wurde die richtige Art, IHN, den es freilich so noch nie gegeben hatte, anzureden (Bartoloni-Tuazon 2014).

Washingtons Thronfolger John Adams hat dafür ein rein taktisches Motiv ins Feld geführt: »Bis in alle Ewigkeit« würde man den Repräsentanten des amerikanischen Volkes andernfalls verachten, falls ihn kein glanzvoller Titel zierte – und »Exzellenz« reiche dafür jedenfalls nicht aus. Doch hätte man in diese Debatte dermaßen viel Herzblut investiert, wenn kein latentes Unterwerfungsbedürfnis auf Befriedigung gedrängt hätte? Die gerade erst demokratisierten Verhältnisse im Auge, hielt einer *His Elective Highness* für angemessen; ein anderer, ohne vergleichbare Hemmungen, fand, *Most Illustrious and Excellent President* passe besser; konkurriert haben damit u.a.: *His Highness, the President of the United States, and Protector of the Rights of the Same* oder, verwandt damit, der Vorschlag, den Höchsten mit *His Highness, the President of the United States, and Protector of their Liberties* anzusprechen. Jemand, dem das Getue auf den Geist gegangen sein muss, ist schließlich bei der einfachsten Lösung gelandet: *George IV.* Schluss war damit noch lange nicht.

Egal welche Titel sich die versammelte Phantasie hätte einfallen lassen – herausgekommen wäre immer ein »king by a different name« (in den Worten des nachmaligen Kriegsministers James McHenry). Auch dem Geehrten selbst war daran gelegen, den Personenkult in diese Richtung zu lenken: Amerikas Präsident sollte in Washingtons Verständnis als »Bürgerkönig« avant la lettre regieren (Breen 2016: 43ff., Chernow 2010: 557ff.). Bis ins Detail wurden seine Auftritte so inszeniert, dass das Arrangement den »König« ja nicht hinter dem »Bürger«

verschwinden lassen würde: Washingtons Stallburschen mussten seine Schimmel weiß tünchen und deren Hufe schwarz wichen (Chernow 2010: 584).

Der Anschluss an Elemente der vertrauten Monarchie kommt nur dann überraschend, wenn die amerikanische Revolution wie gewohnt gedeutet, d.h. als republikanische oder gar demokratische Veranstaltung *par excellence* begriffen wird.

Unter den Entscheidungsträgern hat indes eine ganz andere Stimmung geherrscht, auch wenn wenige sie derart unverhohlen zum Ausdruck gebracht haben wie Alexander Hamilton, der in aller Offenheit dafür eingetreten ist, George III weiterhin als »König von Amerika« anzuerkennen, weil alle Niederlassungen unter königlichem Schutz und mit königlicher Erlaubnis gegründet worden seien. Sprechet man also dem Parlament in London das Recht ab, in koloniale Angelegenheiten hineinzuregieren, dann impliziere dieser Schritt »in keiner Weise eine Pflichtverletzung gegenüber der Britischen Monarchie«. Wer beides miteinander vermische, vernachlässige, dass der König »als oberster Schutzherr des Empire« fungiere: »For this purpose, he is the Generalissimo.« Er »hat uns«, schließt Hamiltons Ergebnissadresse, »gegen unsere Feinde verteidigt, ihm gegenüber sind wir zu Loyalität und Gehorsam verpflichtet.«<sup>2</sup> Selbst Thomas Jefferson, so etwas wie Amerikas demokratisches Gewissen, findet nichts dabei, den englischen Monarchen aufzufordern, seine althergebrachte Blockade-Macht aus gegebenem Anlass und zugunsten des amerikanischen Staates zu aktivieren:

»Seine Majestät hat nun die große Aufgabe, sein Veto gegen alle Gesetzesvorschläge einzulegen, die von einem Mitgliedstaat des Empire eingebracht werden und die Rechte eines anderen verletzen.«<sup>3</sup>

In einem Satz: Was sich die koloniale Elite vorgestellt hat, war eine königstreue Revolution, »a royalist revolution«, gerichtet gegen das

2 Alexander Hamilton in *The Farmer Refuted*, &c. vom 23.2.1775 (<https://founders.archives.gov/documents/Hamilton/01-01-02-0057>).

3 [http://avalon.law.yale.edu/18th\\_century/jeffsumma.asp](http://avalon.law.yale.edu/18th_century/jeffsumma.asp)

englische Parlament (Nelson 2014, Pocock 1980: 265ff.; Hochgeschwender 2016: 18). Dem Ideal des transzendentalen Präsidenten standen keinerlei demokratietheoretischen oder -politischen Bedenken im Wege.

Vor diesem Hintergrund mag es sogar nachvollziehbar sein, dass die »Titelei« – König, Exzellenz, Hoheit, Protektor etc. – so viel Interesse geweckt und Raum eingenommen hat. Im Vergleich dazu wurden überraschend wenig Gedanken darauf verschwendet, wie man mit den tagtäglichen Problemen im Innern am besten umgeht. Sie mussten schließlich irgendwie organisiert – verwaltet – werden. Aber dafür scheint den Verfassungskonstrukteuren jedes Gespür gefehlt zu haben: »In ihren Debatten – oder auch im Verfassungstext – ist herzlich wenig davon die Rede, wie eine Staatsverwaltung auszusehen hätte.« (White 2017: 25) Mit dem restaurierten *King-in-Parliament* als präsidialen Aufseher und oberstem Kriegsherrn war schließlich kein Staatstheater zu bespielen; dazu hätte es mehr gebraucht als einen Hauptdarsteller, drei Komparsen (Außen-, Kriegs-, Finanzminister) und zwei Statisten (Justiz, Post).<sup>4</sup> An den Personen sollte es liegen, wenn die Rollen gelegentlich größere Bedeutung gewonnen haben.

Vor allem gegen das »preußische Modell« gehalten, war das ein gravierender Fall von Organisationsvergessenheit. Ohne dass unterstellt werden müsste, der Verwaltungsexperte Johann Georg Heinrich v. Justi (1720–1771) habe damit ein Exempel (im Sinne von »best practice«) statuiert, lassen seine einschlägigen, selbst noch rudimentären Ausführungen erahnen, was damals in Amerika einfach liegen geblieben ist: »Die beste Art, innere Landesangelegenheiten« zu verwalten, meint er, dürfte wohl so aussehen, dass »man ein einziges hohes Collegium« errichtet, wovon

---

4 Diese »Institutionsvergessenheit« hat sich auch in Zahlen ausgedrückt: Das Außenministerium hat zu Beginn gerade einmal zehn Angestellte beschäftigt, der Kriegsminister konnte damals auf knapp 80 Gehilfen zurückgreifen; lediglich im Finanzministerium fiel wirklich Arbeit an. Mit Abstand die meisten Beschäftigten hatte allerdings das Postressort: in Gestalt von Briefträgern (s. Wilson 1975).

»die Policey, die Finanzen, das Münz- und Bergwerkswesen, die Kommerzien und Manufakturen, die Wirtschaft bei dem Kriegsheere, und die Aufsicht auf das Justizwesen besondere Departements ausmachen. Diese Departements versammeln sich jedes besonders und besorgen die vor sie gehörenden Geschäfte, und nur die wichtigsten Angelegenheiten, welche den Zusammenhang des gesamten Staatskörpers betreffen und in mehr als ein Departement einschlagen, werden von dem allgemeinen Rat aller Departments, der sich etwa die Woche zweimal versammelt, abgehandelt.« (v. Justi 1782: 384)<sup>5</sup>

Vom Allerhöchsten im Staat ist praktisch keine Rede, weil er mehr oder minder ausgedient hat. Die Verhältnisse sind viel zu verwickelt, als dass eine »Spitze« vernünftig würde agieren können – was Hegel dann auf den bündigen Nenner bringt, ganz oben müsse halt ein Mensch thronen, der »Ja« sagt zu dem, was sein Apparat ausheckt (Hegel 1986a: 451).

»We have got to get organized« – dieser »preußische« Imperativ ist damals nicht gehört, geschweige denn verkündet worden. Ganz im Gegenteil: »The executive Power shall be vested in a President of the United States of America«, dekretiert die Verfassung (Art. II). Weshalb es am Ende darauf ankommt, ob die *Person* des Führer-Präsidenten, seine Cleverness und sein Charisma, den Mangel an tauglichen Institutionen und Instrumenten kompensieren kann.<sup>6</sup>

Nur einer aus der Gründergeneration hat ausführlicher darüber nachgedacht, wie man das Himmelfahrtskommando einer Arbeitsplatzbeschreibung annähern kann: Alexander Hamilton (Green 1990: 2002). Für präsidiale Alleingänge, davon ist er überzeugt, sind die Aufgaben schlechterdings zu komplex. Gleichwohl reicht seine Vorstellungskraft nicht aus, um daraus den Schluss zu ziehen, das Regierungsgeschäft müsse *entpersonalisiert* werden:

---

5 Wenn hier und später ausgerechnet und nur dieser Autor als Kronzeuge für den »anderen Weg« herangezogen wird, heißt das nicht, dass keine weiteren Zeugen zur Verfügung gestanden hätten. Davon hat es mehr als genug gegeben, aber kein Zeitgenosse ist ihm an Ein- und Umsicht gleichgekommen (s. Foucault 1995).

6 Vgl. dazu Mashaw (2012).

»Versteht man den Komplex ›Regieren und Verwalten‹ in angemessener Weise, dann gehören dazu folgende Aktivitäten: Führung der außenpolitischen Geschäfte, Finanzplanung, Verwendung der Haushaltsmittel nach den allgemeinen Vorgaben der Legislative, Leitung der Streitkräfte, Kriegsführung, dazu weitere Tätigkeitsfelder von verwandter Natur. Daher sollte man solche Personen, die mit der Ausführung dieser Tätigkeiten betraut sind, als Assistenten oder Beauftragte des Präsidenten einstufen. Deswegen müssten sie auch vom Präsidenten entweder ernannt oder zumindest vorgeschlagen werden und außerdem seiner Aufsicht unterliegen.«<sup>7</sup>

Hamiltons Sorge gilt psychischen Verbiegungen und politischen Verwerfungen, wie sie zu erwarten wären, wenn das Präsidentenamt falsch zugeschnitten würde. Die Organisation muss sich also nach einer Person richten.

Diese extreme Zuspitzung führt dann auch dazu, dass immer wieder die Metropole (»Washington«) ins Visier gerät; wie »draußen im Lande« verwaltet wird, was also den Einzelstaaten einfällt oder auf Gemeindeebene passiert, steht auf einem ganz anderen und gänzlich unbeschriebenen Blatt (s.u.). Amerikas Gründungsväter scheinen nicht alleine das Verfassungsgerüst, sondern den ganzen Gesellschaftskörper grundsätzlich als »machine that goes of itself« (Kammen 2006) begriffen zu haben. Jedenfalls solange keine eklatanten Störungen auftreten. Dagegen musste man Vorkehrungen treffen.

## 4.2 Unfriendly passions

Störenfriede tauchen in jeder Gesellschaft auf. Wer dazu zählt und wie sie bekämpft werden, variiert freilich. Auch Justi kommt nicht umhin, sich mit dieser Kundschaft ausführlich zu befassen – unter dem Stichwort »Verwaltung der Gerechtigkeit« (v. Justi 1782: 291). Soll heißen: er setzt die Existenz eines bürokratischen Apparats voraus,

---

7 [http://avalon.law.yale.edu/18th\\_century/fed72.asp](http://avalon.law.yale.edu/18th_century/fed72.asp)



dessen tagtägliche Aufgabe darin besteht, solchen »Gefährdern« (Dieben, Räubern, Mördern, Brandstiftern, aber auch Vagabunden und Landstreichern) das Handwerk zu legen, weil da, wo Rechtsbrüche stattfinden oder möglich sind, gesellschaftliche, speziell wirtschaftliche Routinen ihre vorausgesetzte Selbstverständlichkeit verlieren. Ohne »Überwachen und Strafen« kein Handwerk und kein Handel.

Vergleichbare Überlegungen sucht man im neu gegründeten Amerika vergebens. Nicht alleine, weil »Verwalten« eine unbekannte Aktivität gewesen ist, sondern auch und vor allem dadurch erklärbar, dass die Amerikaner sich ja als »Gottes auserwähltes Volk« (Jefferson) gefeiert haben, dessen seraphische Moral gegen schlechte Einflüsse immun sein würde. Allerdings sind im Gefolge des Krieges Zerrüttungen aufgetreten, die das Gnaden-Dogma zeitweise erschüttert haben.

Vor allem »Shay's Rebellion« (1786) ist instruktiv gewesen: ein – letztlich erfolgloser – Versuch einiger Tausend Frustrierter, Gerechtigkeit (im Kern: kalte Entschuldung durch geplante Inflation) zu erzwingen, um Haus und Hof bankrotter Freiheitskämpfer zu retten (Condon 2015). Der nächste Aufruhr hat schon acht Jahre später stattgefunden: die sog. »Whiskey Rebellion«, angezettelt von Farmern und Brennern aus Wut über eine Bundessteuer, derenthalb Gewinn- wie Genusserwartungen in unerträglichem Ausmaß zurückgeschraubt werden mussten (Hogeland 2010). Nichtsdestotrotz waren Amerikas neuralgische Punkte, soweit sie als Objekt zentralstaatlicher Sorge galten, schnell aufgezählt: »to execute the Laws of the Union, suppress Insurrections and repel Invasions« (Art. 1, Section 8) – Ausnahmeerscheinungen eben, mehr würde es nicht zu bewältigen geben; was im Alltag geregelt werden musste, ist weit weg, draußen, irgendwo auf dem Land passiert, ohne das amerikanische Credo anzukratzen.

Manchem ist auch das schon zuviel gewesen. Als Jefferson 1787 den Entwurf zur amerikanischen Verfassung zu Gesicht bekommen hat, war er von dem Text – den James Madison verfasst hatte – alles andere als begeistert. Seine Befürchtung: Position (zentralisierte Macht) und Politik (nationales Interesse) könnten so zusammenwirken, dass man am Ende wieder beim größten aller Übel, einer voll ausgebauten Monarchie, landen würde. Am besten, so seine erste Reaktion, wäre es wohl

gewesen, einfach so weiterzumachen wie bisher. »The good, old and venerable fabric«, ein lockerer Verbund weitgehend selbständiger Kolonien resp. Einzelstaaten, erschien ihm weiterhin als ideale Lösung.<sup>8</sup>

Jefferson war nicht allein mit seinen Ängsten. Ins Gesichtsfeld seiner Gesinnungsgenossen gerieten vor allem die militärischen Pläne – das (unspektakuläre, dennoch gewöhnungsbedürftige) Projekt einer nationalen Kriegsmacht basiere, haben sie argumentiert, auf fiktiven Gefahrenlagen. Phantasiegebilde und Schreckgespenster müssten herhalten, um die Bürger in einen aufgerüsteten Staat hineinzulocken. Man »will uns«, so hat ein misstrauischer Beobachter den schleichenden Verdacht auf seinen Nenner gebracht, »in die Fänge des Despotismus treiben«. In dem Maße, wie die Verfassung Gestalt angenommen hat, ist sie den Skeptikern immer mehr als Bedrohung erschienen, »a dangerous plan«.<sup>9</sup>

James Madison hat eine Gegenrechnung mit zwei Positionen aufgemacht: Erstens, auf die Einzelstaaten ist kein Verlass; zweitens, Kommerz und Konflikt gehören zusammen.

Erstens: Wo immer politische Macht dezentral, daher volksnah verwaltet wird, ist sie anfällig für Dummheiten aller Art. »Spalterische Gewalt« ist dann an der Tagesordnung, so dass jeder Anhänger einer republikanischen Regierungsform für »ein wirksames Gegenmittel« dankbar sein müsste, »das den Patienten nicht zu Tode kuriert«.<sup>10</sup> Madison lanciert darum ein ums andere Mal seine idée fixe, ein Veto-Recht (»the negative«) des Bundes gegenüber den Ländern einzurichten, weil deren Parlamente ansonsten machen würden, was ihnen passt, je nachdem, welche Gruppe vor Ort gerade am Drücker ist. Überzeugt hat das allerdings nicht.

Zweitens (und grundsätzlicher): Madison entdeckt eine Reibungsfläche, die jederzeit für dramatische Zuspitzungen gut ist. Das Menschengeschlecht, so sein Fazit, neige zwar von Natur aus zu Animositä-

8 Thomas Jefferson an Martin van Buren, 29.6.1824.

9 Der anonyme Kommentar ist im *Boston Gazette and Country Journal* vom 26.11.1787 erschienen.

10 [https://avalon.law.yale.edu/18th\\_century/fed10.asp](https://avalon.law.yale.edu/18th_century/fed10.asp)

ten, weshalb selbst kindische Gegensätze, sind sie gerade mal en vogue, in gewaltsame Scharmützel ausarten können. Aber: Als stabile und dominante Ursache von Querelen müssten dennoch Interessenkonflikte gelten, die von der ungleichen Eigentumsverteilung herrühren. Ob

»Boden, Handwerk, Handel, Geld oder irgendein Faktor von geringer Bedeutung – immer wieder stehen Interessen dahinter. Deren Zahl steigt in zivilisierten Nationen zwangsläufig, weshalb sich Gesellschaften in unterschiedliche Klassen aufspalten, deren Gegensätze durch unterschiedliche Gefühle und Perspektiven verschärft werden.«<sup>11</sup>

Es ergibt offenkundig keinen Sinn, auf höchster Ebene dauerhafte Probleme mit passendem Personal (Heroen) meistern zu wollen – das manchmal zur Verfügung steht, meistens aber auch nicht. Darum ist es nur folgerichtig, dass Madison auf institutionalisierte Domestizierung setzt. Sprich: Als zum ersten Mal der Gedanke aufkommt, staatliche Macht zu *organisieren*, geschieht es in *negativer* Form, um »unfriendly passions« leerlaufen zu lassen.

Madisons Versicherung gegen Verrücktheiten heißt: Komplikation durch Verfahren. »Die Staatsgewalt muss«, rät er, »so verfasst sein, dass sich ihre einzelnen Teile« – also Legislative, Exekutive und Judikative – »wechselseitig kontrollieren und im Gleichgewicht halten.«<sup>12</sup> Gewährleisten soll dies eine Kollektion einander ergänzender Filter: Repräsentation (das Volk kommt nie direkt zu Wort) plus Diversifikation (ein institutionell zersplittertes Gemeinwesen erschwert kollektive Aktionen) plus Kooperation (wer Mehrheiten braucht, muss Kompromisse eingehen) plus Expansion (die Unvernunft tut sich schwerer, wenn sie große Distanzen überwinden muss). Unter dem Strich kann man festhalten, dass Madison und seine Mitstreiter zumindest einen Sinn für Des-Organisation hatten.

Ihrer tiefen Staffellung zum Trotz hat diese Verteidigungslinie noch nicht alle Sorgen beseitigt. So ist Alexander Hamilton, Madisons

11 [https://avalon.law.yale.edu/18th\\_century/fed10.asp](https://avalon.law.yale.edu/18th_century/fed10.asp)

12 [https://avalon.law.yale.edu/18th\\_century/fed51.asp](https://avalon.law.yale.edu/18th_century/fed51.asp)

wichtigster Gesinnungsgenosse, mit der Idee hausieren gegangen, dem amerikanischen Präsidenten nicht nur nominell ein königliches Mandat zu verpassen: »The Supreme Executive authority of the United States« solle einem »governor to be elected to serve during good behaviour« übertragen werden (der sich also nicht alle vier Jahre zur Wahl stellen muss).<sup>13</sup> Hamilton »ist zwar davor zurückgeschreckt, eine wirkliche Monarchie vorzuschlagen – mit einem König, der über permanente, autonome und erbliche Privilegien verfügt« (Chernow 2005: 233), doch ihrer Papierform nach sollten amerikanische Präsidenten sehr wohl royale Statur gewinnen. Durch die Hintertür kommt am Ende doch wieder – aller prozeduralen Schliche ungeachtet – der »starke Mann« ins Spiel.

---

13 So Alexander Hamilton in seinem *Plan of Government* vom 18.6.1787 ([https://avalon.law.yale.edu/18th\\_century/hamtextb.asp](https://avalon.law.yale.edu/18th_century/hamtextb.asp)).



## 5. Jäger

---

### 5.1 A government out of sight

Hegel hat das Endstadium des »preußischen Prinzips« so charakterisiert:

»Der Staat muss als ein großes architektonisches Gebäude, gewissermaßen als eine Hieroglyphe der Vernunft, die sich in der Wirklichkeit darstellt, betrachtet werden.«

Dass dieser Staat »als der sich selbst bestimmende und vollkommen souveräne Wille, das letzte Sich-Entschließen ist«, sei ebenso einsichtig wie das Postulat, der staatliche Wille müsse durch eine Person, den Monarchen, ausgedrückt werden. Damit will Hegel nicht sagen, »dass der Monarch willkürlich handeln dürfe; vielmehr ist er an den konkreten Inhalt der Beratungen« – des bürokratischen Apparats – »gebunden«. Und wenn alles mit rechten Dingen zugeht, »hat er oft nicht mehr zu tun, als seinen Namen zu unterschreiben.« Gleichwohl kommt es auf seine Unterschrift an, steht sie doch für »die Spitze, über die nicht hinausgegangen werden kann«. Sprich: Die Signatur markiert den Punkt der Letzt-Entscheidung (Hegel 1986a: 449).

Regieren ist also eine Sache der Zentralverwaltung, der Souverän unterschreibt nur noch. Dieser Akt ist symbolisch wichtig und – könnte man ergänzen – die Symbolik (der »Spitze«) muss dem Volk spektakulär vermittelt werden: Krönungen, Schlösser, Paraden, Kutschen etc.pp.

Im amerikanischen Fall dreht sich das Verhältnis um. Dort bleibt der Souverän, was er sein soll, von (s)einer Administration dagegen ist

wenig zu sehen. Dahinter steckt eine Arbeitsteilung, die schon James Madison vorgeschlagen hat:

»Die Macht, die den Einzelstaaten vorbehalten bleibt, erstreckt sich auf alles, was unter normalen Umständen Leben, Freiheit und Eigentum der Bürger betrifft; desgleichen auf alle Belange, die mit der inneren Ordnung sowie dem Fortschritt und Wohlstand des betreffenden Staates zusammenhängen. Der Bund ist besonders dann gefragt und besonders wichtig, wenn Kriege ausbrechen oder äußere Gefahren drohen; wenn Frieden und Sicherheit herrschen, sind die Länder gefordert.«<sup>1</sup>

Das zentralstaatliche Wirkungsfeld wird auf äußere oder innere Ernstfälle beschränkt, den Einzelstaaten überträgt man alles andere – und damit die Mammutaufgabe, *Normalität* herzustellen. Festgeschrieben in der Verfassung (10. Zusatzartikel).

Wie kann es dazu kommen, dass eine dermaßen geforderte und beschäftigte Instanz bis vor nicht allzu langer Zeit praktisch vergessen worden ist, übersehen selbst von den eigenen Geschichtsschreibern? *A government out of sight*, auch aus dem Hirn, dabei theoretisch omnipräsent.<sup>2</sup>

Aus einem bestimmten Blickwinkel aus betrachtet überrascht dieser Blackout nicht. Wenn Hegel recht hat und Staaten das heroische Moment eliminieren, dann kann es dafür zwei Ursachen geben: eine »preußische« – danach verschwinden Helden in der Ordnung; und eine »amerikanische« – dort werden sie unter dem Chaos begraben. Konkret: Dezentral hat man religiöse oder zivile Körperschaften lanciert, den Sklavenhandel organisiert, Unterrichtsanstalten errichtet, Städte und Landkreise gegründet, Fabrikbauten gefördert, Flüsse gereinigt, Straßen und Kanäle gebaut, Geburten und Hochzeiten registriert, Wirtshäuser lizenziert, das Strafrecht entwickelt, neue Gerichte und

<sup>1</sup> [http://avalon.law.yale.edu/18th\\_century/fed45.asp](http://avalon.law.yale.edu/18th_century/fed45.asp)

<sup>2</sup> Vgl. Balogh (2009), der die Verhältnisse allerdings umdreht und die Zentralregierung als übersehene Größe behandelt. Für beide Positionen lassen sich Argumente finden.

Verwaltungen eingerichtet, Fähren betrieben, öffentliche Bauten verantwortet, Land- und anderes Eigentum des Staates verwaltet, Armen-, Kranken- und Arbeitshäuser errichtet, Polizeiangelegenheiten reguliert, dazu »many other things of the utmost importance to the happiness of their respective citizens« ins Rollen gebracht (vgl. Gerstle 2009: 66). Alles irgendwie, in irgendeiner Qualität und jedenfalls ohne bürokratische Organisation, die das Konvolut gliedert, klare Verantwortlichkeiten bestimmt oder qualifiziertes Personal einsetzt.

Für Hegel wäre die chaotische Lage das Ende vom Lied gewesen. Seiner Meinung nach können punktuelle Initiativen nicht einspringen und nichts ausgleichen: Almosen sind willkommen, doch kein Ersatz für Armenhäuser, Heiligenbilder helfen bestenfalls in Hospitälern, und Lampen mag auf Gehwegen anzünden wer will – gegen eine funktionierende Straßenbeleuchtung kommen sie nicht an. Es gibt auch kein dauerhaftes Gleichgewicht zwischen beiden »Versorgungsbetrieben« (Hegel 1986a: 388f.).

Geht es nach dem amerikanischen Credo, mag der »starke Mann« auch unter normalen (gewaltfreien) Umständen für seinen schwächelnden Staat in die Bresche springen. Allerdings wird er nicht voraussetzungslos aktiv, sondern nur dann, wenn sich *Gemeinsinn* mit *Gewinn-sucht* verträgt, entweder sachlich (wie bei Benjamin Franklin) oder zeitlich (wie im Falle Andrew Carnegies).

Franklin ist gelegentlich als »one intelligent and public spirited philanthropist« beschrieben worden (Weems 1873: 165). Ein anderer Beobachter rückt die Gewichte etwas zurecht: »Dr. Franklin acquired the art of doing everything to advantage« (Franklin 1839: 227). Die Rede ist also von einem, der es wie kein zweiter verstanden hat, öffentliche Interessen in private Geschäfte umzumünzen. Heldentat und Heldenmotiv fallen auseinander.

Den Anfang hat ein Erziehungsprojekt gemacht: *Poor Richard's Almanack*, ein bunt gemischtes Text-Sammelsurium, das von 1732 bis 1758 Jahr für Jahr in beträchtlicher Stückzahl (10.000 Exemplare) unters Volk gebracht worden ist und den Hauptzweck hatte, seine Leser vom Wert eines »industriösen« Lebens zu überzeugen. Diese Aufgabe haben zahl-



lose Aphorismen übernommen, die unter dem Titel *The Way to Wealth* (Franklin 1848) auch gesondert vertrieben worden sind.

Das private Interesse an *öffentlichen* Projekten kommt irgendwann und entwickelt sich langsam: »Ich begann nun ein wenig meine Gedanken den öffentlichen Angelegenheiten zuzuwenden«. Was kein Geld bringt, lenkt nur ab. Wenn sich Franklin hie und da für allgemeine Belange engagiert, dann kann man Gift darauf nehmen, dass sich derartige Ausflüge rechnen (sollen). Die gelegentlich erwachte Gemeinwohl-sorge basiert immer auf einer Mischkalkulation: Jede Initiative bringt das Ganze voran *und* wirft privaten Nutzen ab. Für seinen ersten Ausritt aufs neue Gelände – als stellvertretender Generalpostmeister – bekommt Franklin zwar ein »kleines Gehalt«, doch den Ausschlag dafür, den Posten anzutreten, hat etwas Anderes gegeben: nämlich sein Kalkül, ein Zeitungsverleger, der er damals war, werde vom privilegierten Einblick in den Postverkehr profitieren. Die Rechnung sollte aufgehen – der Coup warf später »ein bedeutendes Einkommen« ab, derweil es mit dem Konkurrenzblatt kontinuierlich bergab gegangen ist (Franklin 1983: 143).

Während sich hier Franklins profitliche Jagd darauf beschränkt, ein schon existierendes, *prima facie* unattraktives Amt zu übernehmen, holen andere Initiativen weiter aus und ersetzen staatliche Aufgaben oder nehmen sie sogar vorweg. Besonders weit in diese Richtung sollte sich Franklins Lese- und Diskussionszirkel »Junto« entwickeln. Ursprünglich als Bildungsanstalt für wissensdurstige Bürger geplant, hat sich diese Unternehmung bald in eine Art städtisches Wohlfahrtskomitee verwandelt, aus dessen Mitte zahlreiche Initiativen, darunter auch großkalibrige, vorgeschlagen resp. gestartet worden sind:

»The Junto was a launching pad for many public projects. Out of the meetings came proposals for the creation of the first lending library, the Union Fire Company, the University of Pennsylvania, volunteer militia, Pennsylvania Hospital among other public projects.«<sup>3</sup>

---

3 [www.benjamin-franklin-history.org/junto-club/](http://www.benjamin-franklin-history.org/junto-club/)

Wobei der Initiator nicht vergisst, darauf hinzuweisen, dass für ihn persönlich dabei mehr abgefallen ist als ein gutes Gewissen, hat ihm dieser Zirkel doch eine »bessere Gelegenheit« verschafft, Leute kennenzulernen, die sich später als profitträchtige Auftraggeber entpuppen sollten (Franklin 1983: 142).

Franklin hat in Amerika so etwas wie eine Welle ausgelöst, in vielen Bereichen, doch besonders spektakulär auf dem Bildungssektor. Zahlreiche Universitäten tragen die Namen ihrer ursprünglichen Wohltäter, darunter Brown, Carnegie (mit Mellon), Cornell, Harvard, Johns Hopkins, Juilliard, Rice, Rockefeller, Rutgers und Stanford.

## 5.2 To meet his fate like a hero

Der Jefferson, dem es im Jahr 1803 gefallen hat, den Franzosen Louisiana abzukaufen und dadurch das amerikanische Staatsgebiet auf einen Schlag zu verdoppeln, war jener »commercial expansionist«, dessen Gedanken nicht mehr ums innengeleitete Farmerleben gekreist, sondern vom Wachstums-, Zivilisations- und Fortschrittssog affiziert worden sind: Carnegies Ideal lag ihm eher als Crèvecoeurs Idyll (Appleby 1992: 291-319; Onuf 2005).

Propagiert hat Jefferson, gerade zum Präsidenten befördert, sein Projekt so:

»Wir sind ein privilegiertes Land, das genügend Raum für abertausende Generationen bietet, und in dem jedermann seine Möglichkeiten nutzen darf.«

Alle Einwohner, geht es weiter, hätten zudem das Privileg, »von einer gütigen Religion aufgeklärt zu werden«, die zwar in »unterschiedlichen Konfessionen« daherkomme, deren Gemeinsamkeit aber darin bestehe, dass sie alle »Ehrlichkeit, Wahrheit, Mäßigung, Dankbarkeit und Menschenliebe« predigen. Abgerundet werde das amerikanische Glück durch eine »weise und sparsame Regierung, die ihren Bürgern verwehrt, sich gegenseitig Schaden zuzufügen«, ansonsten jedoch

niemand daran hindert, seine Interessen zu verfolgen.<sup>4</sup> Kurz und gut: »Eine expandierende Union bietet Raum für ein unternehmerisches Volk.« (Onuf 2005: 43)

Dass die Erfahrungen den Erwartungen ins Gehege kommen würden, war absehbar. Selbst Jeffersons Vision macht Abstriche vom Paradies, das auf Erden zu verewigen er einmal versprochen hat: Von religiöser Beruhigung oder staatlicher Befriedung war in seiner Virginia-Hymne so wenig wie bei Crèvecoeur die Rede – dort sollten Gott und Boden *unmittelbar* für harmonische Verhältnisse sorgen. Hinzu kommt, dass Jefferson seine Revisionsformel »Land-Staat-Kirche« so präsentiert, als ob ein neues Gleichgewicht bereits gefunden worden sei. Davon konnte indessen keine Rede sein, wie sich schon am Ausgangspunkt, dem Bodengewinn, gezeigt hat, also dort, wo eigentlich alle Hoffnung ihren Anfang nehmen sollte.

Bei Frederick Jackson Turner (1861-1932), dem Historiker des nicht-ganz-so-wilden Westens, nimmt die West-Expansion den Charakter einer kontinuierlichen Sequenz schmerzloser Wiedergeburten an: »a return to primitive conditions on a continually advancing frontier line« (Turner 1986: 2). Zwar fehlt es nicht an neuen Möglichkeiten, doch der zyklisch wiederkehrende Kontakt mit dem natürlichen Umfeld sorgt dafür, dass die Entwicklungswellen den amerikanischen Charakter nicht Mal für Mal unterspülen:

»Nach Turners Vorstellung würden Ostküstenbewohner und europäische Einwanderer, die Richtung Westen ziehen und sich in wilden und unbewohnten Grenzregionen niederlassen, die Fesseln der Zivilisation abstreifen, die natürlichen Energien ihrer Rasse wiederbeleben, basisdemokratische Institutionen wiederentdecken, ihre innere Stärke wiederfinden«

– und so jenes ursprüngliche Gefühl dafür wieder erleben, »what it meant to be an American«.<sup>5</sup>

4 [http://avalon.law.yale.edu/19th\\_century/jefinau1.asp](http://avalon.law.yale.edu/19th_century/jefinau1.asp)

5 [https://www.williamcronon.net/writing/Cronon\\_Trouble\\_with\\_Wilderness\\_1995.pdf](https://www.williamcronon.net/writing/Cronon_Trouble_with_Wilderness_1995.pdf)

Dieser Plan hätte funktioniert, wenn alles nach ihm verlaufen wäre. Zwar gab es hin und wieder Erfolgsmeldungen, die davon berichtet haben, dass Crèvecoeurs alte Welt im Westen wieder aufgeblüht sei, mit dem Bauern-Krieger als neu entdecktem (bzw. erfundenem) Helden, welcher nicht allein der Wildnis seinen Lebensunterhalt abtrotzt, sondern dieses Leben sogar für andere aufs Spiel setzt: »Während«, formuliert eine typische Agrar-Apotheose noch im Jahr 1841, »unsere Städte Geschwüre am politischen Körper sind und in sich die schlechten Seiten des Staates vereinen, sorgt der Bauernstand für die gesunde Verfassung von Geist und Körper.« Unberührt von

»den lasterhaften Einflüssen, die dem Stadtleben dauerhaft anhaften, und abgeschottet gegen die Erregungen zusammengedrückter Menschenmassen, verbringt der Landmann ein ruhiges und ungestörtes Leben. Im Überfluss besitzt er Mittel und Motive, um über Rechte und Pflichten gründlich nachzudenken. Dass er mit seinem eigenen Grund und Boden einen festen Anteil am gemeinsamen Land besitzt, genügt ihm, um diese Pflichten sich und der Nation gegenüber zu erfüllen.«

Wann immer, so das erhebende Fazit, die Nation gefährliche Zeiten durchmacht, wird sie sich daher auf diese Leute stützen können – »it is from their ranks that we derive the best soldiers when the horrors of war overspread a land.« (Lanman 1841: 219) Die Jagd nach Boden präpariert für andere Jagden.

Was immer daran richtig – und anders als zu Crèvecoeurs Zeiten – sein mochte: Die Nation hat es ihren schlummernden Heroen schlecht vergolten. Wie schlecht, das wusste keiner besser als ein gewisser George W. Julian, von 1863 an acht Jahre lang Vorsitzender des Kongressausschusses zur »Verwaltung öffentlicher Ländereien«. Rückblickend stellt er den unterschiedlichen Regierungen alles in allem ein denkbar schlechtes Zeugnis aus. Die Zauberformel »land for the landless« ist, Julian zufolge, alleine schon deswegen gescheitert, weil der Staat seine Ländereien nicht einfach unter die Leute bringen wollte, sondern mit dieser Aktion auch den Staatshaushalt zu sanieren gedachte. So

hat man, statt Patrioten zu gewinnen, Spekulanten herangezogen, die auf diese Weise billig zu neuer »Ware« gekommen sind.

Ein weiterer, zunehmend gefräßiger Abnehmer ist mit den Eisenbahnen ins Spiel gekommen. Sie haben Land für ihr rapid wachsendes Schienennetz gebraucht – und (mit der Begründung, ohne Transportmittel würden Farmer keine Märkte finden) kostenlos erhalten, dazu mehr als dafür nötig, weshalb auch Bahnunternehmen als Grundstücksmakler aufgetreten sind (vgl. Levinson/Sparrow 2005). 1862 sollte dann ein »Homestead Act« die Siedlungspolitik endlich ins Lot bringen; ihm war freilich nur ein sehr bescheidener Erfolg vergönnt – gerade mal ein Prozent der infrage kommenden Bevölkerungsgruppe ist schließlich dort gelandet, wo Ankömmlinge eine bessere Zukunft erwartet haben mochte (Smith 1978: 190).

Weites Land ohne lästige Verwaltung – darauf haben diese Pioniere gewartet (Turner 1986: 26). Stattdessen sind ihnen überall Behörden begegnet, und für viele hat dieser Kontakt damit geendet, dass sie ohne Land dagestanden sind. Ihre Courage war für die Katz.

*To meet his fate like an hero* (Cooper o.J.(b): 120) – wer erfahren wollte, wie dieser Wunschtraum in Erfüllung gehen könnte, dem blieb nichts anderes übrig, als sein Bedürfnis literarisch zu befriedigen. Hinter dem wilden – deprimierenden – lag ein noch »wilderer« – traumhafter – Westen (jenseits des Mississippi). Gefeierte wurde diese Region besonders deshalb, weil (worauf ja auch Turner spekuliert hat) die Nation sich von ihrem äußersten Rand her mental erneuern sollte (Slotkin 1995, 1996). Allerdings spricht wenig dafür, dass zigtausend »Wildwest-Heftchen«, allesamt fließbandproduzierter Schund für den täglichen Lesebedarf, ihre Konsumenten zu »empowern« vermochten. Sie scheinen aber gut genug gewesen zu sein, um Hungerleidern Heldenträume einzuträufeln, die sie von ihrer alltäglichen Trostlosigkeit abgelenkt haben.<sup>6</sup>

---

6 Der einschlägige Großverleger, ein gewisser Erastus Beadle, hat alleine zwischen 1860 und 1865 rund fünf Millionen Exemplare losgeschlagen (s. Smith 1978: 91).

Jene »Lederstrümpfe« an den Grenzen der Zivilisation sind für diesen Zweck besonders dann bestens geeignet, wenn sie ihren ungehobelten Heroismus sozialverträglich, sprich: *außerhalb* sozialer Verhältnisse, in Wäldern oder auf Bergen, praktizieren, mithin die *zivilisierte* Verwilderung der industriellen Revolution gar nicht thematisieren. Das gilt für radikale Exemplare, deren wildes Leben ausschließlich in naturbelassenen Regionen verläuft; noch besser funktionieren Figuren wie Coopers »Pfadfinder«, dessen Heiratspläne daran scheitern, dass er seinen Heroismus für nicht gesellschaftsfähig und *darum* minderwertig hält (Cooper o.J.(a): 184f.). Wer Woche für Woche von solchen Heroen träumt, tut niemand weh.



## 6. Retter

---

### 6.1 The people's tribune

»Während der ersten 150 Jahre ihres Daseins hat die amerikanische Republik keine ›Bürokratie‹ gekannt. Amerikas ›Gründungsväter‹ haben über die Exekutive kaum ein Wort verloren, die Verfassung schweigt sich darüber praktisch aus, und die Debatten der Verfassungsgebenden Versammlung streifen das Thema bestenfalls.«<sup>1</sup>

Bekanntlich wäre diese Leerstelle für Hegel das Zeichen einer zeitweiligen Rückständigkeit gewesen, deren Tage freilich absehbar gezählt sind. Auch Amerika würde sich der eklatanten Überlegenheit bürokratischer Verwaltungsstrukturen und -verfahren nicht endlos entziehen können oder wollen. Damit sollte er recht behalten.<sup>2</sup> Doch vorderhand hat es eher danach ausgehen, als ob das zarte Pflänzchen Bürokratie keine Überlebenschance hätte: dank Andrew Jackson, der 1829 zum Präsidenten gewählt worden ist – und dem heute nicht von ungefähr die Ehre zuteil wird, als Porträt Donald Trumps Amtszimmer zu schmücken.

Wer den Fan – Trump – als Muster dafür nimmt, wie das Idol Politik betrieben hat, erhält folgendes Bild: Der Präsident regiert nicht (systematisch), sondern *entscheidet* (autokratisch), und er verwaltet nicht (kontinuierlich), sondern *intervenierte* (punktuell). Auf diesen

---

1 So das Fazit James Q. Wilsons (siue.edu/ dhostet/classes/501/assign/wilson.htm).

2 Die ersten Annäherungsversuche kommen in Kapitel 9 zur Sprache.



Nenner haben sich, glaubt man Tocqueville, schon die Zeitzeugen des Machtwechsels faktisch geeinigt:

»Man hörte sagen, General Jackson habe Schlachten gewonnen, er sei ein tatkräftiger Mann, der, durch sein Wesen und aus Gewohnheit machthungrig und aus Neigung despotisch, zur Anwendung von Gewalt neigt.« (Tocqueville 1976: 455f.)

Tocqueville gibt auch eine scharfsichtige Erklärung dafür, wie und mit welchen Folgen der Despot sich in den Populisten verwandelt: Jackson ist »der Sklave der Mehrheit« und, »nachdem er sich derart erniedrigt hat, erhebt er sich wieder; er geht alsdann auf die Dinge los«, die den Massen gefallen und

»wirft alle Hindernisse vor sich nieder. Dank einer Unterstützung, die seinen Vorgängern fehlte, tritt er mit einer Leichtigkeit, die kein Präsident vor ihm besaß, alle seine persönlichen Feinde mit Füßen, wo er sie trifft; er nimmt die Verantwortung für Maßnahmen auf sich, die keiner vor ihm zu ergreifen gewagt hätte; es kommt sogar oft vor, dass er die Nationalvertretung mit einer fast beleidigenden Verachtung behandelt; er verweigert die Billigung der Gesetze des Kongresses und lässt die große Körperschaft häufig ohne jede Antwort. Die Macht des Generals Jackson wächst daher ständig.« (Tocqueville 1976: 456f.)

Also hat Trump eine passende Wahl getroffen. Was sich bei genauerem Hinsehen bestätigt.

Tocquevilles Kritik gilt Verhältnissen, die Jackson entweder heraufbeschworen oder mitverantwortet hat. Dieser Präsident kann für sich beanspruchen, der erste »Anführer« zu sein, den man seiner *Politik* wegen im Gedächtnis behält – und nicht darum, weil er, wie Washington, siegreiche Schlachten geschlagen oder, wie Jefferson, bedeutende Texte geschrieben hat (vgl. Formisano 2008: 65ff.). Jackson war zudem der einzig ernsthafte Volkstribun im Amt: *the people's tribune* (Feller 2013: 567), dem es, zugespitzt formuliert, darauf angekommen ist, die Leute vor Bürokraten zu bewahren und vor Bankern zu retten.

Ihren Höhepunkt haben die daraus resultierenden Querelen erreicht, als es um den Part der Zentralbank («Second Bank of the United States») gegangen ist. Diese Institution war ihres Namens und Auftrags zum Trotz eine privat betriebene Veranstaltung des frühen Geldadels. Tocqueville hat sie als unentbehrlich erachtet, für kommerzielle Alltagsgeschäfte sowieso, aber auch und nicht zuletzt ihres politischen Effekts wegen: Die Bank bilde »das große geldwirtschaftliche Band der Union« (Tocqueville 1976: 451). Derselben Ansicht war Washingtons Establishment, wiewohl seine Wortführer, ihres Zeichens erfahrene Staatsbeamte und altgediente Volksvertreter, dieses »Band« keinesfalls im Sinne eines nationalen Auftrags oder sozialen Ausgleichs verstanden wissen wollten.

Jackson dagegen hatte das Geldinstitut auf seiner Abschussliste; letztlich deshalb, weil es für ihn ein Instrument der Geschäftswelt war, um mit ihrer Unterstützung den einfachen Mann zu unterdrücken und auszubeuten. Nachdem beide, Senat wie Repräsentantenhaus, 1832 mit deutlichen Mehrheiten beschlossen hatten, die Banklizenz (vorzeitig) zu verlängern, hat er dieses Vorhaben durch sein Veto verhindert. Daraus sollte ein politisches Gemetzel entstehen, das als »Bankenkrieg« in die amerikanische Geschichte eingegangen ist. *Draining the bank* hätte das Motto lauten können.

Zum »sozialistischen« Projekt – Entmachtung der »opulent citizens« – ist ein »nationalistisches« gekommen. Ausländer haben erhebliche Anteile an der Bank gehalten, weshalb »das amerikanische Volk zu Schuldnern gegenüber Ausländern« degradiert werde und Jahr für Jahr eine erkleckliche Menge Silbergelds über den Atlantik hinweg in »fremde Hände« gelange. Schließlich könne es sogar passieren, dass solche Anteilseigner Nationen angehören, gegen die man Kriege führt. Wenn es denn unbedingt eine privat geführte Zentralbank geben müsse, dann sprächen Vernunft und Gefühl unzweifelhaft dafür, sie von fremden Elementen freizuhalten: *Purely American* war Jacksons Parole.<sup>3</sup>

---

3 [www.presidency.ucsb.edu/ws/?pid=67043](http://www.presidency.ucsb.edu/ws/?pid=67043).

Das Banken-Scharmützel manifestiert auch, dass sich dieser Volksheld nicht durch die Verfassung strangulieren lassen will. Legt sie ihm Fesseln an, nimmt Jackson für sich in Anspruch, den Text nach eigenem Gutdünken auslegen zu dürfen. Was dessen Wortlaut angehe, könnten, ja müssten sich »Kongress, Exekutive und der Supreme Court von ihrem je eigenen Verständnis leiten lassen.« Jeder Amtsträger, der einen Eid auf die Verfassung geleistet habe, schwöre dabei, »die Verfassung so, wie er sie verstanden hat«, zu schützen. Was darauf hinausläuft, dass ein Präsident alles exekutieren kann, was ihm richtig – weil gut fürs Volk – dünkt. Abgeordnete und Richter werden so auf die Zuschauererränge verbannt – ein Regiment der »ukases and decrees« (Henry Clay, 1832) hat für »checks and balances« keine Verwendung mehr.

Die Person ist alles, die Organisation nichts – diese Attitüde hat sich auch auf den unteren Rängen des Verwaltungsapparats ausgebreitet und dessen Unterbau in eine Ansammlung kleiner und kleinster Imperien verwandelt: »Administrative organization was fitted to the administrators and not the other way round.« (Crenson 1975: 72) Tocqueville hat den verheerenden Effekt dieser Bürofledderei beobachtet:

»Keiner kümmert sich um das, was vor ihm getan wurde. Man übernimmt kein festes Verfahren; man legt keine Sammlung an; man stellt keine Urkunden zusammen, selbst wo dies leicht geschehen könnte. Besitzt man sie zufällig, kümmert man sich nicht darum.«

Die amerikanische Gesellschaft »scheint von der Hand in den Mund zu leben« (Tocqueville 1976: 238).

Natürlich hätte ein diensteifriges und pflichtbewusstes Personal den Schaden minimieren können. Wenn davon keine Rede sein konnte, dann deshalb, weil Jackson nicht alleine die Organisation vernachlässigt, sondern auch dafür gesorgt hat, dass das Personal weder besonders motiviert noch kompetent genug war, um sich aus der Schlamperei im Amt herauszuarbeiten. »Verwaltung« konnte seiner Meinung nach jeder, gewissermaßen von Natur aus: »Die Pflichten aller Beamten«, verkündet er in seiner ersten Jahresbotschaft, »sind – oder könnten es jedenfalls sein – so einfach und eindeutig, dass jeder normal begabte Mensch sie erledigen kann. Mir drängt sich

der Verdacht auf, dass durch eine lange Amtszeit mehr verloren geht als durch ein Mehr an Erfahrung gewonnen wird.«<sup>4</sup> Wem Jackson ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand – *the people's tribune*<sup>5</sup> will Leute um sich herum sehen, keine Beamten. Doch auch ohne Trumps nepotistische Komponente ist man himmelweit entfernt von jener Idealgestalt, die Max Weber vor Augen hat und zur Voraussetzung eines funktionierenden Staats erklärt, nämlich den lebenszeitlich angestellten Laufbahn-Beamten mit »durch Prüfung ermittelte[r], durch Diplom beglaubigte[r] Fachqualifikation.« (Weber 1972: 127)

Die Probe aufs Exempel wurde damals nicht gemacht: »Durch die Ausdehnung«, hat Tocqueville erkannt, war Amerika »eine große Republik«; im Hinblick auf »die wenigen Angelegenheiten, mit denen sich ihre Regierung befasst«, glich sie aber einer kleinen, welche Laiendarsteller augenscheinlich verkraften konnte (Tocqueville 1976: 184).

Dabei hat Jackson den Schlendrian nicht einfach laufen lassen, sondern, wie um das Maß vollzumachen, auch noch nachhaltig dafür gesorgt, dass sich keinerlei Beamtenethos würde entwickeln können. Seine ebenso ingeniose wie folgenschwere Erfindung bestand darin, dem Land das Beutesystem (»spoils system«), also die planmäßige Ämterpatronage, aufzuoktroieren.<sup>6</sup> Dessen Logik ist simpel: Kann jeder jederzeit jedes Amt »versehen«, gibt es keinen Grund, permanente »Amtsverseher« einzustellen; dann wird Expertise zum Privileg, dessen Abschaffung nicht nur möglich, sondern sogar geboten erscheint, weil der demokratische Imperativ – »the majority is to govern« (Jackson) – gefahrlos auf den gesamten Verwaltungsapparat ausgedehnt werden kann. Nach dem Amtsantritt Jacksons »scheint sich die Idee der Amtszeitbegrenzung endgültig durchgesetzt zu haben: »Indianeragenten, Postamtsleiter, manche Sachbearbeiter, die Richter in Iowa – sie alle übten ihre Ämter nur vier Jahre lang aus.« (Fish 1905: 65)

4 [www.presidency.ucsb.edu/ws/index.php?pid=29471](http://www.presidency.ucsb.edu/ws/index.php?pid=29471)

5 <https://millercenter.org/president/jackson/impact-and-legacy>

6 Was nicht heißen soll, dass vorher alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Günstlingswirtschaft hat es von Anfang an gegeben, doch war sie sehr viel stärker dezentralisiert und von Zufällen geprägt.

Nach jeder Wahl sind also Neulinge in die Büros eingerückt. Jackson hat diese Rotation als personellen Blutaustausch gepriesen, der angeblich »gesund fürs System« war<sup>7</sup> – und mit Sicherheit den unschätzbaren Vorzug besaß, dass periodisch neue Vasallen in die Verwaltungswelt gesetzt worden sind (damals rund tausend), deren Dienste auch außerhalb ihrer Bürostunden und anders als in Form von Aktenarbeit beansprucht werden konnten. Zum Beispiel hat man »von Amtsinhabern Spenden nach einem System eingezogen, das der progressiven Besteuerung nachgebildet schien. Als Maßstab dienten die Gehälter.« (Mashaw 2012: 176). Um die komplexe Organisation am Laufen zu halten, hat es freilich einen komplementären Parteiapparat gebraucht – Jacksons nächste Innovation, die sich früher oder später wie eine zweite Schicht über das offizielle Behördensystem legen sollte.<sup>8</sup>

Bei vielen Interpreten seines Regierungsstils, Trump eingeschlossen, ist der Eindruck hängen geblieben, Jackson sei ein »Disruptor« *avant la lettre* gewesen.<sup>9</sup> Dabei geht unter, dass das Chaos, selbstredend unbeabsichtigt, auch ein Ordnungsfaktor war: deshalb, weil dem »öffentlichen Dienst« Vorschriften vorgesetzt und Verfahren eingezogen werden mussten, weil die bildungs-, disziplin- und erfahrungslose Laienschar sonst gar nicht gewusst hätte, wie sie überhaupt prozedieren soll. Dass Dienstzeiten eingehalten werden müssen, im Amt nur Akten gelesen werden dürfen, die Annahme von Geschenken dem Amtsgedanken widerspricht, Amtsgeschäfte auch Amtsgeheimnisse sind – diese und weitere Selbstverständlichkeiten waren für den gemeinen Amtsinhaber so wenig selbstverständlich, dass sie eigens angeordnet werden mussten (Cremson 1975: 72ff.). Insoweit ist eine listige Vernunft am Werk gewesen: Die »enemies of bureaucracy« waren zugleich »principal architects« (Wilson 1975: 82). Allerdings ist das Problem der Qualifikation so erst am Ende des Jahrhunderts in Angriff genommen worden.

7 [www.presidency.ucsb.edu/ws/index.php?pid=29471](http://www.presidency.ucsb.edu/ws/index.php?pid=29471)

8 Vgl. 8.1.

9 Der Begriff selbst, von dem Harvard-Ökonomen Clayton M. Christensen geprägt, ist erst vor zwei Jahrzehnten in Umlauf gekommen.

Man kann in Jacksons Bürokatireform auch das Kernstück einer populistischen Sozialpolitik sehen: das institutionelle Fundament der rhetorischen Eingemeindung des kleinen Mannes, wenn man so will. Ob dies schon alles war, was unter früher »Volksfürsorge« verbucht werden kann, ist umstritten. Manche wollen mehr entdeckt haben, etwa wichtige Schritte in Richtung auf einen Wohlfahrtsliberalismus, der sozial motivierte Korrekturen des Wirtschaftskreislaufes vorsieht (Schlesinger Jr. 1945). Dagegen steht die Ansicht, viel mehr als Symbolik sei nicht gewesen – doch diese habe immerhin spätere Reformen beflügelt (O'Connor 2004).

Wie auch immer: In keinem anderen Präsidenten steckt so viel Trump.

## 6.2 To win souls

Erinnert man sich des Anfangs – die puritanische Vorzeige-Siedlung »auf dem Hügel« – und fasst ins Auge, wie eng Politik und Religion, *civil and ecclesiastical*, von Beginn an miteinander verwoben waren, dann lässt das politische Klima der »Jacksonian Democracy« fürs religiöse Leben nichts Gutes erhoffen.

Tocquevilles erster Eindruck macht allerdings Hoffnung: »In ihren Gemeinden«, so lässt er sich zusammenfassen, »passen die Amerikaner auf sich selber auf: überwachen und reparieren ihre Straßen, sorgen für die Instandhaltung ihrer Kirchen und kommen nie auf den Gedanken, dass Regierungsbeamte ihnen die Arbeit abnehmen würden.«<sup>10</sup> Was bedeutet, dass sich der Verbund von kirchlicher und staatlicher Autorität zwar gelockert oder jedenfalls dezentralisiert hat, das kommunale Gewebe aber nicht deshalb beschädigt worden ist, weil »Washington« keine Anstalten machen würde, den Gemeinden die politische Klein- und Kärnerarbeit abzunehmen. Worauf diese nach Tocquevilles Eindruck auch keinesfalls erpicht waren: »Der Einwohner Neuenglands fühlt sich

---

10 Isaak Kramnicks Resümee in seinem Vorwort zur Penguin-Ausgabe von Tocquevilles »Democracy in America«.

mit seiner Gemeinde verbunden, weil sie stark und unabhängig ist; er kümmert sich um sie, weil er zur Lenkung ihrer Geschäfte beiträgt; er liebt sie, weil er sich über sein Los nicht zu beklagen hat«; in »diesem begrenzten, ihm zugänglichen Umkreis, beginnt er, die Gesellschaft zu regieren« (Tocqueville 1987: 102). Also Entwarnung an allen Fronten, auch der kirchlichen?

Was Tocqueville berichtet, kannte er allerdings nur vom Hörensagen, und sein Zeuge (der überzeugte Lokalhistoriker Jared Sparks) war ein in der Wolle gefärbter »Kommunitarist«, dem kein schlechtes Wort über Neu-Englands Gemeinden über die Lippen gekommen wäre. Tatsächlich ist bei weitem nicht alles eitel Freude gewesen. Kommunale Ämter galten als unattraktiv (keine Bezahlung), ja unangenehm (Konflikte mit Nachbarn); viele Kandidaten haben daher, anstatt ihre öffentlichen Dienste zu leisten, lieber Strafgelder bezahlt; und bei Gemeindeversammlungen – angeblich »die Wiege der Demokratie« (Sparks) – hat sich gewöhnlich kaum ein Drittel des Mannervolks getroffen, wiewohl auch in diesem Fall Geldbußen fällig wurden (Janiskee 2010: 24, 98).

Also unsichere Kantonisten zuhauf. Weswegen die Kirchgemeinden froh gewesen sein mussten, dass ihre Existenz beim Bundesstaat ideell zumindest gut aufgehoben war. Denn zum gesetzlichen Aufgabenkatalog jeder Gemeinde hat auch die Sorge für den öffentlichen Gottesdienst gehört: »after some form of the Protestant religion« (s. Adams 1898: 19ff.). Zumindest als laufende Erinnerung für vergessliche Bürger mag das Dekret seinen Dienst verrichtet haben.

»After some form of the Protestant religion« – die saloppe Formel lässt aber erahnen, dass es auch mit dem puritanischen Ethos nicht mehr zum Besten stand. Ein Geist der Beliebigkeit war eingezogen und Optionen wurden offengehalten, weil Unsicherheit darüber geherrscht hat, welcher Weg am ehesten ins Himmelreich führen würde. Prima facie mochte es zwar so scheinen, als ob die Welt des Heils nicht nur in Ordnung gewesen, sondern sogar aufgeblüht sei, hat sich doch ein mächtiger »Brei« intensiver Frömmigkeit über große Teile des Landes ausgebreitet (»Great Awakening«). Aber wieder einmal waren viele Köche am Werk.

Einer von ihnen: Lyman Beecher (1775-1863). Er hat zum kleinen Kreis jener Glaubensführer gehört, die auf Resonanz gestoßen sind, ohne dafür den Verstand zu opfern. Seine Predigten zeichnen den Kampf mit dem Satan als einen Weltkrieg, der sich für Gottes Kinder nur im fest geschlossenen Verband endgültig gewinnen lässt. Niederlagen machen diesen Gegner nur noch gefährlicher – umgekehrt sind für das fromme Heer gerade dann, wenn es Schlachten gewonnen hat, »Wachsamkeit und Gebet« besonders wichtig. Zwar werden im Übereifer des Gefechts nicht alle »Soldaten Gottes«<sup>11</sup> mit letzter Klarheit erkennen, wie gebetet und was beachtet werden muss. Doch wäre es grundverkehrt, sie deshalb auszusortieren: Naive »Erweckungserlebnisse abzulehnen, weil sie mit menschlichen Unzulänglichkeiten kämpfen, ist ein Zeichen von Schwäche und niederer Gesinnung. Und arrogant ist die Unterstellung, dass das Werk des Heiligen Geistes sich nicht auch in Erscheinungen zeigen kann, die dem religiösen Anliegen schaden.« Feiglinge und Wankelmütige indes lässt man besser links liegen, denn wer auf sie wartet, verpasst womöglich die Entscheidung: »Brüder, die Zeit, um unseren Verpflichtungen dem Erlöser gegenüber nachzukommen, ist kurz« und »nächstes Jahr werden wir vielleicht schon zu den himmlischen Heerscharen gehören« (Beecher 1828: 290ff.).<sup>12</sup>

Vielleicht aber auch nicht – den Heiligen mögen die letzten Tage lang und immer länger werden. Der offene Zeithorizont stellt das Predigergeschäft vor ein kaum lösbares Problem, weil es keine bürokratische – amtskirchliche – Konstanz offerieren und daher keine ausgedehnten Zeitspannen überbrücken kann. Beecher vertröstet aufs »nächste Jahr«, eine längere Frist mag er sich offenbar gar nicht erlauben, weil seine Kundschaft bröckelt, je länger die Kunde auf dem Markt ist.

Diese Ewigkeit vor der Ewigkeit hat dazu geführt, dass sich unter dem Einfluss selbsternannter Propheten zahllose kleine, mehr oder

11 Diese Bezeichnung findet sich bei Henry Ward Beecher (1813-1887), der mit großem Erfolg in die Fußstapfen seines Vaters getreten ist.

12 Notabene: Die Rede ist hier vom »gebildeten« Nordosten Amerikas; im »primitiveren« Westen und Süden des Landes war das charismatische und chiliastische Element noch viel stärker ausgeprägt (Meyer 2011).



minder idiosynkratische Sekten herauskristallisiert haben. Entstanden ist ein verwirrendes Bild aufeinander eifersüchtiger, miteinander konkurrierender Zellen. Jede Vergemeinschaftung bot den Anlass für Abspaltungen, so dass bald »ein Meer sektiererischer Rivalitäten« Augenzeugen und Glaubensbrüder gleichermaßen verwirrt hat (Hatch 1989: 62ff.). Amerika war ein »religious hotbed« (Wikipedia) geworden. Statt im Zuge der Modernisierung resp. Aufklärung allmählich abzuflauen, hat sich die Spaltungswut rapide verstärkt. Selbst den hochgeachteten Lyman Beecher sollte es erwischen: 1835 ist er in einen kirchlichen Häresie-Prozess verwickelt worden – vorgeworfen wurden ihm Irrlehren aus dem Jahr 1817.

Die Person war alles. Von Organisation ist ganz besonders dort nichts zu merken gewesen, wo dem gemeinschaftlichen Gefühl keine geographischen Grenzen gesetzt werden konnten oder sollten. Winthrops »Hügelstadt« hat ihren Modellcharakter nur deshalb zu reklamieren vermocht, weil alle Welt (»all people«) wusste, wohin sie schauen musste, um zu lernen: nach Boston. Doch wo logiert Gottes Gemeinde? Überall vielleicht und nirgends gesichert. Nicht von ungefähr ist die Paradefigur dieser religiösen Erweckungswelle (ca. 1800-1840), der »itinerant preacher« oder »circuit rider«, zu Pferde unterwegs, um mal da, mal dort sog. »camp meetings« abzuhalten: improvisierte Gottesdienste auf freiem Feld, bei Wind und Wetter, mit stetig wechselnder Kundschaft.

Die einzige Konstante ist der Seelenretter selbst. Tocqueville war es vergönnt, ein derartiges Event mitzuerleben: »Der Schrecken in tausend Gestalten«, so schildert er das Geschehen, »stand in den Gesichtern geschrieben, Verzweiflung und Raserei waren ihre Buße. Manche Frauen hielten ihre Kinder hoch und stießen jämmerliche Schreie aus, andere schlugen mit der Stirn auf den Boden; einige Männer krümmten sich auf den Bänken und beklagten mit lauter Stimme ihre Sünden, andere wälzten sich im Staub« (zit.n. Kahan 2015: 139).

Überschäumende Verrücktheit war das Markenzeichen der Veranstaltungen, die weit hinten in Kentucky oder anderen Wildwest-Reservaten stattgefunden haben. Im »zahmeren« Osten hat das Schauspiel zivilisiertere Formen angenommen, nicht zuletzt, weil fes-

tere Koordinaten vorgegeben waren: »Die ganze Gemeinde«, berichtet ein Geistlicher aus Rochester, »befand sich in einem Zustand der Erregung. Überall war Religion *das* Gesprächsthema: zu Hause, im Laden und Büro, auf der Straße.« (Hyatt 2002: 126) Haus, Laden, Büro, Straße – dieses Geviert hat für gesittete Erregung gesorgt. Deren Anlass war ein Auftritt von Charles Grandison Finney (1792-1875).

In der Tradition Beechers stehend, hat auch Finney versucht, Mysterium und Moderne, Glaube und Gehirn, das Wie und das Was besser aufeinander abzustimmen (s. Beecher 1828: 154ff.). Doch wo jener noch mit konzeptionellen Reibungen zu ringen hatte, ist es ihm gelungen, die passförmige Kombination zu finden.

Das Problem bestand im Kern darin, eine Frömmigkeit zu praktizieren, die mit dem Bewusstsein eines »aufgeklärten« – städtischen – Zeitgenossen zusammenpasst. Auch diesem Theologentypus ist Tocqueville begegnet:

»Er appelliert nicht an den Glauben, sondern an die Vernunft; er indoktriniert nicht, sondern argumentiert und will überzeugen; weder interessieren ihn die Weisheiten der scholastischen Theologie noch rekurriert er auf Schriften der Kirchenväter, päpstliche Episteln oder Konzilsbeschlüsse; er greift auf wissenschaftliche Argumente zurück und bezieht seine Beispiele aus dem jedermann zugänglichen Alltagswissen«.<sup>13</sup>

Was aber bleibt von einer Religion übrig, wenn ihre »mysteriöse« Mitte zerstört und die dogmatische Umrandung geschleift wird? Finneys Antwort darauf: Glaube als Handwerk – *do it yourself*.

Von allem Anfang wird deutlich, dass im Verhältnis zu Gott kein organisiertes Werk zählt, sondern saubere Einzelarbeit gefragt ist:

»Denk' nicht an alles Mögliche und glaube ja nicht, Du müsstest nur ein paar Treffen besuchen, damit Deine Gefühle aktenkundig werden. Ge-

13 <https://oll.libertyfund.org/titles/tocqueville-democracy-in-america-historical-critical-edition-vol-3/simple>

brauche Deinen gesunden Menschenverstand, so wie Du es bei jeder anderen Arbeit auch tun würdest.«

Die Reinigung der Seele passiert nicht von oben, pauschal und geheimnisvoll, sondern dadurch, dass wir unseren Sündenkatalog gewissenhaft abarbeiten, Sünde für Sünde, am besten »mit Papier und Bleistift«, halt so, wie »ein Kaufmann über seine Bücher geht« (Finney 1835: 33ff.).

Alles wirkt so, als hätte hier jemand Benjamin Franklins profane Charakter-Schule in ein religiöses Reinigungs-Brevier übersetzt – bis dahin, dass der anvisierte Erfolg (mal Wohlstand, mal Erlösung) nach menschlichem Ermessen garantiert ist. Nicht von ungefähr musste sich Finney sagen lassen, er stufe die göttliche Gnade auf einen Reflex des menschlichen Handelns herunter. Was übrigens auch für seinen eigenen Part gilt. Wer es ihm gleichtun will, kann sich schulen lassen, denn *to win souls* ist eine Kunst, und kein Geheimnis – die Finney-Methode sagt den Aspiranten, wie es geht (Finney 1835: 144ff.). Nichts wird dabei dem Zufall überlassen und nichts gilt als selbstverständlich – selbst der überraschende Fall, dass jemand betrunken seine Sünden beichten möchte, findet Erwähnung.

»America has not been the same since the likes of Charles Grandison Finney. He is the giant of American revivalism.«<sup>14</sup>

Die Umstände sprechen dafür, dass diese Hymne nicht nur dem Boten, sondern auch der Botschaft gilt: »Erfolgsgeheimnisse« auszuplaudern ist damals in Mode gekommen.

---

14 [www.christianitytoday.com/history/issues/issue-20/from-editor-father-of-modern-revivalism.html](http://www.christianitytoday.com/history/issues/issue-20/from-editor-father-of-modern-revivalism.html)

## 7. Lehrer

---

### 7.1 Success secrets

Der Himmel war ein Fernziel, mit den Unbilden des Lebens musste man vorher fertig werden – und viele bedurften auch dafür guter Ratschläge. Dass »Going West« das Passepartout sein würde, diese Illusion war verflogen. Raum für weitere Erfolgsrezepte blieb mehr als genug.

Schon Benjamin Franklin hatte ja den Anfang gemacht. *The Way to Wealth*, 1758 erschienen, war der Klassiker und wird bis heute so beworben, als offeriere er zeitlose Regeln für ratlose Streber, die endlich erlöst werden wollen: »The first American book on personal finance,« verkündet man unverdrossen, »is still the best and wisest money book ever written.«<sup>1</sup> Denselben Eindruck musste die *New York Association for Improving the Condition of the Poor* gehabt haben, als sie Franklins Broschüre 1848 unters Volk gebracht hat, freilich nicht ohne sie um eigene Textstellen zu bereichern, die das Defizit an »religious sentiment and feeling« kompensieren sollten (Franklin 1848).

Franklin und Finney verschreiben dieselbe Medizin: Gründlichkeit. Ohne sie geht es nicht; dagegen kann *mit* ihr nichts schiefgehen, wie beide Propheten versichern. Was ihrer Harmonie noch Abbruch getan hat, ist dies: Für Franklin war Wohlstand Erlösung, während Finney und Konsorten den Run aufs Geld als das eigentliche Übel eingestuft haben. Selbst die nächste Predigergeneration, angeführt von Beechers

---

1 [https://www.goodreads.com/book/show/58480.The\\_Way\\_to\\_Wealth](https://www.goodreads.com/book/show/58480.The_Way_to_Wealth)

Sohn, Henry Ward (1813-1887), steht noch ganz im Bann der Enthalt- oder Sparsamkeit:

»Nehmt Euch in Acht vor der Begehrlichkeit. ›Du sollst nicht begehren‹ heißt das Gesetz, das Gott einem gesegneten Volk gibt. Begehrlichkeit ist die Sucht nach Geld. Die Bibel verspricht harte ›Strafen‹, verkündet den ›Zorn Gottes‹, verlautbart ›ernste Warnungen‹, ›verurteilt‹ die Sünder und ›verwehrt ihnen das Reich Gottes‹.« (Beecher 1856: 88)

Soweit die Orthodoxie. Sie wurde mehr und mehr von einem neuen Evangelium an den Rand gedrängt, das darauf angelegt war, sich an Franklins »Geschäftigkeit« anzupassen (Hilkey 1997, Weiss 1988).

Russell Conwell (1843-1925), ab 1880 Pfarrer in Lexington/Mass., verdankt seinen Ruhm als Prediger hauptsächlich einem einzigen Vortrag: »Acres of Diamond« – über 6.000 Mal hat der Hirte damit seine (weltweite) Herde inspiriert.<sup>2</sup> Das Format hält sich an die damals herrschende Mode: exemplarische Erfolgsgeschichten en suite, deren Radius, wie es sich bei Gott gehört, den ganzen Erdball umspannt.

Um Vorbilder ist der Erfolgscoach nicht verlegen: angefangen bei Alif Hafed, einer persischen Reisebekanntschaft, bis hin zum anonymen Farmer in Pennsylvania. Was den bunt zusammen gewürfelten Haufen eint, ist die Mischung aus Ehrgeiz, Cleverness und Risikobereitschaft. Wer diese Qualitäten miteinander verbindet, entdeckt unter (je-)dem »Dreck« verborgene »Diamanten« – ein Erlebnis, das keinem a priori versagt bleiben muss:

»Die Chance, reich zu werden und großen Wohlstand anzusammeln, gibt es hier und heute. Praktisch jeder, der mir heute Abend zuhört, hält den Schlüssel zum Erfolg in seiner Hand, gleichgültig ob Mann oder Frau.« (Conwell 2017a: 11f.)

Das »heute Abend« hat sich, wie gesagt, tausende Male wiederholt, die »Frau« dagegen taucht in diesem Ambiente zum ersten Mal auf.

---

2 Nebenbei war Conwell auch noch Präsident der Temple University in Philadelphia, die sich übrigens bis heute mit diesem Text präsentiert (<https://www.temple.edu/about/history-and-traditions/acres-diamonds>).

Conwells Botschaft war doppelt froh: Wer will, der kann – und Gott hat nichts dagegen. Nie ist Geldverdienen einfacher gewesen, auch unter ethischem Aspekt. Zwar hatten bigotte »Ewiglebenskünstler« noch gestern verkündet, dass Reichtum des Teufels sei und schon der Wunsch danach auf eine falsche Fährte führe. Doch heute weiß man es besser:

»Ein Mann kann ruhig Geld haben, selbst große Summen schaden nicht. Unsere Predigten richten sich gegen die Habgier; von der Kanzel herab und auch sonst ziehen wir so häufig gegen den »schändlichen Gewinn« vom Leder, dass jeder Gläubige auf den Gedanken kommen muss, Geldbesitz sei eine verruchte Sache.«

Nichts stimmt weniger, wenigstens soweit es um anständig erworbene Reichtümer geht – was aber praktisch immer der Fall sei (Conwell 2017a: 12).

Im Übrigen wäre es vollkommen verkehrt, sich verbissen selbst helfen zu wollen, damit ER uns hilft; denn das richtig eingesetzte Gebet setzt IHN, so es um wirklich Wichtiges geht, auf direktem Weg in Bewegung. »Praying for Money, Subconscious Religion & Health, Healing, and Faith« (Conwell 2017b): das alles passt unter einen Hut, weil der Glaube nun mal »ebenso profitabel wie tröstlich« ist (Conwell 2017b: Vorwort).

Bezeichnend für dieses neue Denken: Das religiöse Geschäft, in Benjamin Franklins Stundenplan immerhin noch pflichtschuldigst hineingepresst, wird jetzt dem Unterbewusstsein (»subconscious«) zugeschlagen, läuft also nebenher mit und nimmt deswegen überhaupt keine Zeit mehr in Anspruch, so dass die gesamte Gehirnkapazität aufs Näherliegende konzentriert werden kann. Gleichwohl übertrifft seine Effektivität alles andere:

»Wünsche, die man auf andere Weise nicht realisieren kann, werden wahr. Diesen Sachverhalt bestätigen die täglichen Erfahrungen gläubiger Menschen. Warum und wie diese Resultate zustande kommen, bleibt uns verborgen. Das verwirrt den Forscher, aber Gottes Gedanken sind unserem Verstand eben nicht zugänglich.«

So endet der Glaube als Schmiermittel für eine Geldmaschine, die läuft und läuft und läuft. *Covetousness*, einst die Krankheit zur Hölle, wird nicht nur gesellschaftsfähig, sondern erhält auch noch den himmlischen Segen.

Nachdem die Religion ins Unterbewusste abgedrängt war, konnte der nächste Schlag nicht ausbleiben: Man nimmt den Nothelfer-Gott ganz vom Selbsthilfe-Markt. Hätte es nicht nahegelegen, dass sein Exit alles viel schwerer macht, wenn nicht gar aussichtslos erscheinen lässt, weil irdische Leistungen die himmlische Lücke schließen müssen? Nein, versichert dem unbekannten Zweifler das neue Mantra, denn Gelegenheiten für den Sprung nach vorn gibt es mehr als genug. Wer da lamentiert, dekuviert sich selbst, denn alleine Faulpelze, Säufer, Müßiggänger, Spinner, Dummköpfe und Asoziale verschlafen oder verspielen ihre Chancen. Wer den Hintern hochkriegt, schafft es:

»Only once learn to carry a thing through in all its completeness and proportion, and you will become a hero.« (Swett Marden 2015: 151)

Jeder habe das Zeug zum vorbildlichen Leben, erfahren die Leute von Orison Swett Marden (1884-1924), dem Guru der Stunde. Man muss nur wollen. Dass das »lifting« keine ganz einfache Prozedur sein würde, weiß Swett Marden. Da er keinen Gott an seiner Seite haben will, muss ein psychologischer Kunstgriff her: Ursache und Wirkung werden ausgetauscht. Während das alte Credo besagt hat, dass Lethargie Resignation erzeuge, lautet die neue Botschaft: Resignation führt zu Lethargie. Denn:

»Niemand bringt es zu Wohlstand, solange er mehr oder minder erwartet, als armer Schlucker zu enden. Wer in dieser Armutsfalle steckt und in einem Armutsmilieu hängen bleibt, der gibt den Gedanken an Wohlstand auf.«

Oder passender, nämlich positiv formuliert:

»Jemand, der gut drauf ist, entwickelt eine kreative Energie, die der Pessimist niemals in sich spüren wird.« (Swett Marden 2017: 40)

Es ist die Geburtsstunde des »positiven Denkens«.

Was der Crève-cœur-Generation noch selbstverständlich erschienen ist, das verlangt jetzt – in einer weniger »natürlichen« Umwelt – umfangreiche Renovierungsarbeiten am eigenen Ich. Das Erfolgsrezept, einst ein offenes Buch, ist zur Sache gesuchter Lehrer geworden, welche den *success secrets* (Swett Marden) auf die Spur gekommen sind und ihr Wissen (gegen Entgelt) mit Lernwilligen teilen.

Was das Aufstiegs Potenzial durchschnittlicher Zeitgenossen angeht, setzen Horatio Algers (1832-1899) Kult-Groschenromane einen etwas anderen Akzent.<sup>3</sup> Die »Encyclopaedia Britannica« fasst deren kulturgeschichtlichen Beitrag so zusammen:

»Algers Geschichten handeln von armen Jugendlichen, die es zu Wohlstand und Ansehen bringen. Sie haben ihn berühmt gemacht und den amerikanischen Sprachschatz um den *Alger hero* bereichert. Fast wie am Fließband hat er Bücher produziert, deren Inhalt sich, abgesehen von den Namen und Figuren, fast immer gleicht. Ihre Botschaft: Ehrlichkeit, freundliche Hartnäckigkeit und Arbeitsfreude zahlen sich für einen armen, aber anständigen Burschen am Ende aus. Allerdings muss fast immer auch Glück dazukommen. Algers Romane sind zu ihrer Zeit ungemein populär gewesen: sie haben sich mehr als zwanzig Millionenmal verkauft.«<sup>4</sup>

Algers Musterknaben – allen voran *Ragged Dick* – haben einen Traum, und der ist gerade nicht, vom Tellerwäscher zum Millionär, »from rags to riches«, aufzusteigen. Die Ambitionen sind viel bescheidener: »I mean to turn over a new leaf, and try to grow up »spectable«, gelobt, typisch für seinesgleichen, dieser junge Held (Alger 1985: 40). Respekt ersetzt Reichtum – Algers Heroen zieht es hinter Ladentische oder auf Bürostühle, was in ihrem sozialen Umfeld, vorzugsweise halbwüchsige und -kriminelle Schuhputzer, keine geringe Leistung darstellt. Belohnt

3 Algers Publikationen sind das städtische Äquivalent zur »ländlichen« Gebrauchsliteratur in der *Lederstrumpf*-Nachfolge. Dass beide Gattungen zur selben Zeit florieren konnten, passt zu einer »zerstreuten« Gesellschaft wie der amerikanischen.

4 <https://www.britannica.com/biography/Horatio-Alger>



wird Dicks guter Vorsatz damit, dass ihm zur rechten Zeit ein Wohltäter über den Weg läuft, der aus seinem strebsamen Schützling einen adretten Buchhalter macht.

»From rags to respectability« kann man sich mit entsprechender Willensstärke hocharbeiten, obgleich immer mit fremder Hilfe und falls es Zufall oder Schicksal so wollen. Darauf darf bei Alger aber jeder Aspirant hoffen. Auf diese Hoffnung kommt es an, trägt sie doch die gesamte Motivationslast, gerade bei jungen Burschen mit langen Wartezeiten: »All unsere jungen Freunde«, motiviert ein Mutmacher im *Salem Register* vom 11. Mai 1868, können Dicks »gute Vorsätze und seinen festen Willen, aus sich einen ehrlichen, einsichtigen und geachteten Menschen zu machen, mit großem Gewinn übernehmen.« Dieser »große Gewinn« besteht in nichts anderem als der kleinen Hoffnung, dass alles, was passen muss, damit die Rechnung aufgeht, tatsächlich passt. Vielleicht steigt ja das Vertrauen darauf mit jedem Band, den einer liest.

Die vielen Imponderabilien in Algers schönbeschriebener Welt sind auch dem einen oder anderen Zeitgenossen nicht verborgen geblieben. Den zivilisationskritischen Gegenentwurf hat ausgerechnet Rutherford Hayes präsentiert, Amerikas Präsident von 1877 bis 1881: »In der Kirche«, hält sein Tagebuch fest,

»ist mir der Gedanke gekommen, dass man die Menschen darüber aufklären müsste, was in unserem Land das Übel aller Übel darstellt: nämlich der riesige Reichtum, den ein paar Leute besitzen oder kontrollieren. Geld ist Macht – eine Macht, die im Kongress, in den einzelstaatlichen Parlamenten und Stadträten, in den Gerichten, Parteiversammlungen, in der Presse, auf den Kanzeln und in den gebildeten Kreisen Tag für Tag wächst. Exzessiver Reichtum in den Händen weniger: das heißt umgekehrt, dass extreme Armut, Verdummung, Laster und Erbärmlichkeit das Los der Vielen darstellt.«<sup>5</sup>

Es war jedenfalls eine rare Einsicht. Sie hätte die verspätete Hinwendung zur organisierten Wohlfahrt einläuten können. Stattdessen sind

---

5 <https://goodmenproject.com/featured-content/the-presidency-of-rutherford-b-hayes-modern-times-gmp/>

neue Missionare aufgetreten. Ihre Botschaft: Die persönliche Wohltat tut's auch. Carnegie statt Caritas.

## 7.2 The gospel of wealth

Selbsthilfe-Helfer à la Conwell oder Swett Marden predigen, sozial gesehen, ins Leere hinein: Das Erfolgsgeheimnis ist dem – jedem – einzelnen Menschen eingeschrieben; entweder entschlüsselt er es mit ihrer Hilfe oder Hopfen und Malz sind verloren. Aber wollte man wirklich kleine Spekulanten en masse heranziehen, die auf Reichtümer schießen und mit Wundern kalkulieren? Andererseits Algernons Botschaft: War sie wirklich so attraktiv, dass man damit den kleinkriminellen Nachwuchs motivieren konnte, das Glück des Tüchtigen herauszufordern, um schließlich und endlich und bestenfalls als kleinbürgerlicher Ladenschwengel zu enden?

Bekanntlich hatte Europa mit ähnlichen Sozialverhältnissen zu kämpfen. Doch anders als in Amerika sollte sich der Gedanke durchsetzen, dass es mit einer »seriellen« Lösung (Mensch für Mensch) nicht getan ist, sondern Organisationsformen ausfindig gemacht werden müssen, um dem massenhaften Elend kollektiv zu Leibe zu rücken. Diese Sichtweise verband sich mit der rebellischen Hays-Diagnose einer strukturellen Aufstiegsblockade: »Wer kein Kapital hat, kann zu keinem gelangen«, konstatiert Lorenz v. Stein um die Mitte des Jahrhunderts (v. Stein 1921: 109). »The pursuit of happiness« würde dem Großteil der Bevölkerung somit verschlossen bleiben.

Um die Spannung in erträglichen Grenzen zu halten, empfiehlt v. Stein ein soziales Königtum: Das Schicksal der Massen solle zur institutionalisierten (und nicht bloß gutwilligen) Sorge des Monarchen werden, mit dessen Herrschaft man sich dann abfinden werde. Derweil hatte in Frankreich eine Idee Furore gemacht, die den Klassenkampf mit Stumpf und Stiel ausrotten wollte: Léon Bourgeois, kurzzeitig Premierminister, ansonsten mit allerlei hohen Ämtern betraut, hat die Trommel für eine gesellschaftsumspannende Sozialversicherung

gerührt, dank derer arbeitsame Franzosen gegen Risiken der Berufs- oder Lebenswelt abgesichert sein sollten (Bourgeois 2018).

Und Amerika? Streicht man das Selbsthilfe-Konvolut von der Rechnung, dann bleibt nicht mehr übrig als eine bunt zusammengewürfelte Bibliothek teleologischer Meistererzählungen, die rückblickend berichten, »wie es eigentlich gewesen ist« und dass es tatsächlich funktioniert hat. Aus diesem Schwarm der Schwärmer sticht Andrew Carnegie vor allem deshalb hervor, weil er darüber nachdenkt, was seinesgleichen einer Gesellschaft dafür schuldet, dass sie ihn das hat werden lassen, was er geworden ist, nämlich stinkreich.

Folgt man Carnegie (1835-1919), dann ist Reichtum weder Lernziel noch Lebenszweck, sondern der Lohn für harte Arbeit und erwiesenen Anstand: »Es gibt im Leben für uns so viel zu tun. Wir könnten uns wirklich nützlich machen und uns den Respekt der Welt verdienen, würden wir immer so handeln, wie es richtig ist«, fasst Carnegie seine Philosophie zusammen (Carnegie 1920: 38f.).

Allerdings braucht ein williger Geist, damit er nicht vom Weg abkommt, das Glück des richtigen Umfelds – *the heroic soul* ist, so betrachtet, ein Gemeinschaftswerk. Hilfreich sind einerseits gleichgesinnte Freunde oder Kollegen; den Abendkurs für doppelte Buchführung etwa belegt man zu viert und deshalb, weil Einigkeit darüber besteht, dass dieser neuartigen Methode die Zukunft gehört (Carnegie 1920: 42). Um das Maß des Glücks voll zu machen, erweist sich der eine oder andere Mitstreiter später als verlässlicher Mitarbeiter oder vertrauenswürdiger Geschäftspartner.

Trotz allem würde die Geschichte nicht ohne Algers »Injektion« ans glückliche Ende kommen. Sprich: Unverhofft, wenn auch nicht unverdient, kommen Gönner ins Bild, deren Intervention dafür sorgt, dass ihre Schützlinge momentane Karrierehindernisse überspringen. Carnegie hatte das Glück nicht nur einmal im Leben und durfte es schon sehr früh genießen: »One day the chance came« – sein Arbeitgeber befördert ihn zum Büroangestellten. So generös war der Herr, dass er den jungen Carnegie gleich weiterempfohlen hat, verbunden mit einer Rückkehrgarantie, falls sich der neue Job als Sackgasse erweisen würde (Carnegie 1920: 41ff.). Die Sorge der anderen hätte natürlich auch »seda-

tiv« wirken können, doch wer wie Carnegie aus gutem Holz geschnitzt war, ist nicht in diese Wohlfühl-Falle gelaufen: »Ich habe gemerkt, dass ich auf einer Leiter gestanden bin und dazu bestimmt war hinaufzu-steigen.« (Carnegie 1920: 45) Diesen Moment erlebt, dieses Gefühl hat man – oder eben nicht und verpasst dann den Wink des Schicksals. Hier scheiden sich die Geister zum ersten Mal.

Wer Carnegies Weg geht, *verdient* sein Geld. Daher reflektieren Wohlstandsunterschiede Leistungsdifferenzen, welche ihrerseits für den Fortschritt der Gesellschaft unerlässlich sind. Carnegie, selbster-nannter Schüler und unerschütterlicher Bewunderer des Sozialdar-winisten Herbert Spencer, zeigt denselben Selektionsfuror wie sein Vorbild: Die sozialen Kosten des ökonomischen Wachstums sind hoch, Massenelend gehört dazu. Und niemand soll, ob aus Mitleid oder Kal-kül, auf den Gedanken verfallen, dieses eherne Gesetz »einschmelzen« zu wollen – »objections to the foundations upon which society is based are not in order« (Carnegie 1901: Pos. 382).

Dennoch werden die Weichen ein zweites Mal gestellt. Anders als seine darwinistischen Gesinnungsfreunde, deren feste Überzeugung es war, dass »Klassen einander nichts schulden« (Sumner 1982), reiche Leute daher kein schlechtes Gewissen haben müssen, wenn ihre armen Nachbarn am Hungertuch nagen, sieht Carnegie den *sozialen* Charakter der Geldschöpfung und leitet daraus eine umfassende gesellschaftliche Verantwortung ab. Was der Nachwelt imponiert: Für viele war er »a he-ro in many ways« und eben auch »a paragon of generosity«. <sup>6</sup> Zum Zuge kommt diese Gesinnung hauptsächlich gegen Ende des Lebens, wenn die Begüterten, weil sie schließlich nichts »mitnehmen« können, dar-über nachdenken müssen, was aus ihren Reichtümern werden soll.

In Bausch und Bogen verdammt Carnegie, durchaus überraschend, jene Option, die das saturierte Gewissen bis dahin für den selbstver-ständlichen Gang der Dinge gehalten hat: dass Reichtümer *vererbt* werden (können). Wer sie anvisiert, soll sogar politisch blockiert werden:

---

6 <https://www.bartleby.com/essay/Was-Andrew-Carnegie-a-Hero-P3JNCYRCTJ>; Kohn 1989: 69.

»Der Staat müsste Leute, die ihr ganzes Leben lang große Geldsummen horten und der Allgemeinheit entziehen, spüren lassen, dass man einer Gemeinschaft nicht ihren Anteil verwehren darf.«

Wie? Carnegie befürwortet eine prohibitiv hohe Erbschaftssteuer – *the gospel of wealth* ist weder eine unbedingte Apologie des Reichtums noch die kategorische Kritik des Sozialstaats (Carnegie 1901: Pos. 910ff.).

Carnegies Alternative: Der Reiche macht es sich selbst zur Aufgabe, sein Vermögen nutzbringend unter die Leute zu bringen. Da Geldgeschenke zum Missbrauch einladen, gibt er gemeinnützigen Projekten den Vorzug. Biographisch bedingt fallen ihm öffentliche Bibliotheken als erstes ein, doch besteht an Objekten wohlthätiger Begierde kein Mangel. Infrage kommen Universitäten, Krankenhäuser und Laboratorien, öffentliche Parks und städtebauliche Attraktionen, Konzerthallen (*»for elevating music«*), Schwimmbäder sowie Kirchen – welch letztere aber mit Vorsicht zu bedienen sind, weil sie, zum Sektierertum neigend, Menschen leicht gegeneinander aufbringen (Carnegie 1901: Pos. 594ff.).

Kurzum, Carnegie plädiert für Wohltaten unter der Regie derer, die ihre überlegene Kompetenz dadurch belegen, dass sie das nötige Geld aufbringen:

»So lässt sich das Problem von arm und reich lösen. Kapitalakkumulation und -distribution bleiben Sache des Einzelnen. Es wird eine individualistische Gesellschaftsordnung sein, aber der Millionär fungiert als Treuhänder der Armen. Für eine gewisse Zeit vertraut ihm die Gesellschaft einen Großteil des erwirtschafteten Wachstums an, weil er daraus viel mehr Kapital schlägt, als sie es gekonnt oder gemacht hätte.«

Diesem exklusiven Verteilergremium passiert jedenfalls nicht, was dem sozialen Staat immer wieder unterläuft: dass das Geld zugunsten von »Faulenzern, Trunkenbolden und Tunichtguten« ausgegeben, also zum Fenster hinausgeworfen wird (Carnegie 1889: 662). Für Amerikas Philanthropen war, mit anderen Worten, die monetäre Nächstenliebe »eine Fortsetzung ihrer finanziellen Investitionstätigkeit, und daher wollten

sie jenes Instrumentarium verwenden, das sie im Geschäftsleben eingesetzt haben« (Zunz 2014: 2).

Vorboten jener Trump-Hybris, die postuliert, es gebe keinen besseren Politiker als den Geschäftsmann, der sein Geschäft beherrscht? Ohne Zweifel denkt Carnegie in ähnlichen Bahnen, aber letzten Endes scheint ihm doch eine höhere Instanz vorzuschweben, weil das Gemeinwesen schließlich mehr ist als die Summe der Büchereien, Schwimmbäder, Parks, Universitäten – oder was immer sich stiften lässt. Wie anders würde man sonst erklären, dass er bei erstbestener Gelegenheit die weite Reise nach Kiel antritt, um einer Abendeinladung des deutschen Kaisers (Wilhelm II.) nachzukommen? Der mächtig imponiert haben muss:

»Schon seit einiger Zeit ist bei mir der Eindruck entstanden, dass der Kaiser uns vom Schicksal geschickt worden ist. Unsere Gespräche haben dieses Gefühl verstärkt. Ich setze große Hoffnungen darauf, dass er in der Zukunft etwas wirklich Großes und Gutes zustande bringt. Er mag sehr wohl noch eine Rolle spielen, die ihn unsterblich macht.« (Carnegie 1920: 282f.)

Das Vorbild war einem Führer begegnet.



## 8. Herrscher

---

### 8.1 Boss Tweed

Es ist schon bemerkenswert, dass ein halbes Jahrhundert, nachdem Hegel den Monarchen zum Notar degradiert hat, das Relikt seinen Reiz weiterhin behält. Die Phantasie sollte es sogar schaffen, Carnegies Hel-den nach Chicago zu lotsen. Dort lässt sich Wilhelm zum Ehrenbürger küren und attestiert so der einstmals verrotteten Stadt, dass sie schluss-endlich geschafft hat, was das große Ziel ihrer anständigen Bürger war: »to drain the swamp«. Die Choreographie des Festes sagt eigentlich schon alles:

»Eine erwartungsvolle Menge säumte die Straßen und erwartete den Festzug. Glocken läuteten und zwischendurch konnte man die Böllerschüsse der Kriegsschiffe zu hören, die außerhalb des Hafens vor Anker gegangen waren. Eben ritt eine Vorausabteilung der Kavallerie vorbei. Die Klänge deutscher Marschmusik erfüllten die Luft und die adretten Uniformen der kaiserlichen Eskorte erregten allgemeine Be-wunderung. Eingerahmt von seiner glänzenden Entourage sah man, bejubelt von der begeisterten Menge, eine imperiale Gestalt salutie-rend die Straße hinunter reiten. Es war der deutsche Kaiser.«

Wie Carnegie hat auch sein Zeitgenosse William Thomas Stead (1849-1912), der englische Erfinder des kommunalpolitischen Events, vor dem Zauber der kaiserlichen Kult- und Kunstfigur kapituliert (Stead 1894: 441f.).



Notabene: Der Kaiser macht der Kommune seine Aufwartung am Präsidenten vorbei. Keine Spur von Grover Cleveland. Hinter diesem Fauxpas steckt eine Botschaft: Die Menschen sollen »Washington« vergessen und ihre Probleme am richtigen Ort lösen – in der Gemeinde und trotz allem, was aus Tocquevilles Idylle zwischenzeitlich geworden sein mag.

Chicago war dafür nicht schlechter geeignet als andere Großstädte Amerikas. Überall ist das kommunale Feld der politische Schauplatz gewesen, auf dem sich zwei Entwicklungslinien gekreuzt und verquickt haben: hin zum *Verwaltungs-* und *Parteiapparat*. Einerseits galt es, den industriellen Fortschritt samt seinen vielfältigen Krisenphänomenen zu administrieren – die rasch wachsenden Kommunen boten sich dafür als quasi-natürliche Schauplätze an. Andererseits ist diese Aufgabe damit einer Administration zugefallen, die seit Andrew Jacksons Zeiten den »Kleinen Bonapartes« vor Ort als Beute gedient hat, um ihre Macht zu konsolidieren. Das öffentliche Interesse lag ihnen weniger am Herzen.

Stead kannte die miserable Verfassung Chicagos. Auf den deutschen Kaiser hätte man lange warten können – und würde Wilhelm sich doch eines Tages zu dieser langen Reise durchgerungen haben, wären ihm nur »käufliche Höflinge« unter die Augen getreten. Tatsächlich hat in der Stadt eine andere Hoheit Hof gehalten: »König Korruption herrscht über alles, was sich unter seinen Augen abspielt, völlig unbestritten.« (Stead 1894: 172)

Unter diesem Regiment haben sich kommunale Entscheidungs- und Verwaltungsakte routinemäßig in Tauschgeschäfte verwandelt – wer von der Stadt etwas wollte, musste ihre Verwalter schmieren. Dabei hat kein anderes Geschäftsfeld soviel stilbildende Kraft entwickelt wie das (verbotene) Glücksspiel. Stead sammelt Aussagen aus Polizeikreisen, wonach es

»in großem Stil und aller Öffentlichkeit betrieben werde, mit Einverständnis, ja unter dem Schutz der Stadtväter. Gelegentliche Ausnahmen gebe es dann, wenn man sich auf keinen Kuhhandel einigen kann.« (Stead 1894: 235)

Das war symptomatisch, aber bei weitem noch nicht alles und, aufs Ganze gesehen, »Satan's Invisible World« (Stead 1894: 171ff.).

Dass New York noch mehr Furore gemacht hat, lag hauptsächlich am cleveren Betreiber des lokalen Leviathans, *Boss Tweed* (1823-1878). Über dessen ebenso steilen wie suspekten Aufstieg kann man lesen:

»Tweed, dessen Vorfahren schottische Protestanten waren, verließ mit elf Jahren die Schule, um seinem Vater in dessen Stuhlmacherwerkstatt zur Hand zu gehen. In den Jahren darauf geriet er auf die schiefe Bahn und wurde in seinem Stadtteil unter dem Namen »Big Bill« – eine Anspielung auf sein Gewicht von etwa 150 Kilogramm – als Anführer einer Gang berüchtigt. Später gelangte Tweed zur New Yorker Feuerwehr und wurde bereits mit 27 Jahren Kommandant der »American Engine Company Number Six«. 1852 wurde Tweed zum Stadtrat für die Demokratische Partei gewählt, 1853 wurde er für diese Partei Abgeordneter im US-Repräsentantenhaus.« (Wikipedia)

Kurzum: ein klarer Fall des Aufstiegs *from rags to respectability*, allerdings kaum im Bestreben, sozial vorzeigbar zu werden (wie Algers harmlose Figuren), sondern weil Tweed mit seinen Ämtern Macht akkumulieren wollte. Und Reichtümer: Auf dem Höhepunkt seiner Karriere war er unter anderem New Yorks drittgrößter Grundbesitzer, Direktor der »Erie Railroad« und »Tenth National Bank«, Besitzer des »Metropolitan Hotel« sowie Präsident der »Guardian Savings Bank«.

Die eigentliche Basis des Tweed-Imperiums war indes eine »politische Maschine«, wie sie auch andere Großstädte gekannt haben, darunter selbstredend Chicago. Diese Institution geht in direkter Linie zurück auf Andrew Jacksons Strategie, staatliche Positionen gegen (partei-)politische Dienstleistungen einzutauschen.<sup>1</sup> Mit der Zeit wurde das Portfolio beträchtlich erweitert – für alles, was die

<sup>1</sup> Das Kartell ist unter dem Namen seines Hauptquartiers, *Tammany Hall*, zum Inbegriff städtischer Korruption geworden (Myers 1917). Ihren filmischen Niederschlag haben die einschlägigen Praktiken in zwei legendären Hollywood-Filmen gefunden: *The Great McGinty* (1942) und *The Glass Key* (1942).

Maschine »geschmiert« hat, gab es attraktive Belohnungen: angefangen bei städtischen Ämtern und öffentlichen Aufträgen über Lizenzen (Alkohol, Glücksspiel), blockierte Gerichtsprozesse oder schmutzige Geldgeschäfte bis hin zu Kohle-, Kartoffel- und Mehlrationen.

Dieser Augiasstall, meint man, gehört gründlich ausgeräuchert, je eher desto besser. Vorsintflutlich, verlottert, stümperhaft, kriminell – solche Qualitäten passen nicht zum Anspruch, »öffentlicher Dienst« zu sein. Dabei gerät leicht in Vergessenheit, dass das Tweed-System nebenbei auch »unlösbar« Probleme gelöst hat. Es war eine Antwort auf zwei miteinander verknüpfte Krisen: erstens die prekären Existenzbedingungen des (meist immigrierten) Proletariats, dessen Leben mancherlei Übel wegen (Arbeitslosigkeit, schlechte Ernährung, mangelnde Hygiene, fragile Gesundheit) alles andere als »lebenswert« gewesen ist; zweitens das obstinate Phlegma der »besseren Gesellschaft«, deren Wortführer nur allzu schnell bereit waren, fremdes Elend als göttliche Strafe hinzunehmen (Callow 1966: 152ff.). So gesehen ist hier nicht einfach eine nachgeordnete Verwaltung tätig gewesen, sondern der *lokale Staat*, dessen Praktiken allerdings hochgradig unorthodox gewesen sind.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass selbst Preußens Verwaltung nicht darum herumgekommen ist, sich vor Ort ein Stück weit zu »amerikanisieren«: einfach deswegen, weil eine Auflockerung des Verwaltungskodex, obwohl sie »vor dem Richterstuhl der Vernunft und Wissenschaft« keinen Bestand haben mochte, unter bestimmten Umständen »bessere Dinge bringt« (Eibich 2004: 21, 265). Die amerikanische Maschinen-Praxis kannte selbstverständlich dramatisch höhere Freiheitsgrade – Rechtsschranken waren für sie niemals verbindliche Verhaltensgrenzen, sondern immer nur lästige Reibungsfaktoren. Für den typischen Boss galt, dass er auf beiden Seiten des Gesetzes stand, also zugleich Brecher und Hüter des Rechts sein konnte. Tweed zum Beispiel hat sein Leben im Gefängnis ausgehaucht, eingesperrt wegen millionenschwerer Unterschlagungsdelikte; doch war er eben auch ein politischer Multifunktionär, der als mächtiger Würdenträger für die lokale Honoratiorengemeinde durchaus satisfaktionsfähig gewesen ist.

Es konnte sogar vorkommen, dass das nationale Interesse auf diese Zwitterstellung angewiesen war. So umfasst Tweeds Vermächtnis auch seinen cleveren Umgang mit den sog. »draft riots« (1863), deren Gewalttätigkeit zeitweise bürgerkriegsähnliche Ausmaße angenommen hat. Aufeinander geprallt sind damals randalierende Arbeiter – aus deren Mitte mit allen Mitteln Soldaten für den Bürgerkrieg rekrutiert werden sollten – und die bewaffnete Staatsmacht. Dass die blutige Konfrontation nur wenige Tage gedauert hat, war vor allem Tweeds Verdienst, der auf eigene Faust nach Washington geeilt ist, um mit Regierungsvertretern einen Kompromiss auszuhandeln (Bernstein 1990).

## 8.2 A feudal baron

Was für politische Maschinisten wie William Tweed tägliches Brot, ja Lebenselixier gewesen ist, nämlich das »Unvermögen der regulären Ordnungsmacht«, vor Ort Ordnung zu schaffen, hat andere Zeitgenossen dazu motiviert, nach Alternativen zu forschen.

In dieser Lage ist auch der Plan aufgekommen, Städte dadurch zu pazifizieren, dass man sie gezielt mit Natur durchsetzt. Bis heute empfiehlt man die Kur: So wirbt Chicago für seine Parks mit dem Hinweis, sie seien Plätze »to get away from the urban hustle and bustle«.<sup>2</sup> Darunter sind etliche von Frederick Olmstedt entworfen worden, dem unbestrittenen Begrünungs-Papst, der auch für New Yorks *Central Park* verantwortlich zeichnet. Dass regelmäßige Naturkontakte das Wohlbefinden von Stadtmenschen positiv beeinflussen würden, war sein großes Versprechen, und viele Stadtväter haben ihm geglaubt (vgl. Sutton 1971).

Wer allerdings, wie George Pullman, Herr über die legendäre »Pullman Palace Car Company«, auf Nummer Sicher gehen wollte, musste unter den herrschenden Umständen zu drastischeren Mitteln greifen:

---

2 <https://www.timeout.com/chicago/things-to-do/the-best-parks-in-chicago>

»1877 ist es in Chicago zu einem Eisenbahnerstreik gekommen, in dessen Gefolge sich die Streikenden und ihre Sympathisanten eine viertägige Schlacht mit der Polizei geliefert haben. 13 Menschen kamen dabei ums Leben, Hunderte wurden verletzt. Als Reaktion darauf hat sich George Pullman sein eigenes Rezept gegen derartige Unruhen ausgedacht: eine Modellstadt für seine Arbeiter in unmittelbarer Nachbarschaft zu ihrer Arbeitsstätte.« (Painter 2008: 15ff.)

*Pullman City* war das lebensgroße Spielzeug ihres Bauherrn, im Ernst und bis in die Details so ausgeklügelt, dass dort ein »ewiger Frieden« herrschen würde.

Dass es dabei nicht nur um die kommode Unterbringung von Werksangehörigen gegangen ist, war den Zeitgenossen sehr wohl bewusst: »Das Projekt *Pullman*«, konnte man damals im *Scientific American* lesen,

»steht für viel mehr als das, was es auch ist: nämlich der Bau eines großen Industriestandorts in kurzer Zeit. Denn sein Initiator hat vor allem den Plan verfolgt, eine richtige Stadt zu bauen, in deren Mauern, erstens, soweit wie möglich alles vorhanden sein sollte, was zur Gesundheit, Behaglichkeit und Bequemlichkeit der arbeitenden Bevölkerung beiträgt; und die, zweitens, jenen Lasten wirksam vorbeugt, für die dieses Milieu normalerweise anfällig ist. Dabei sollte das Projekt wirtschaftlich auf gesunden Beinen stehen, sprich: ausreichende und gesicherte Rendite abwerfen.« (*Scientific American*, May 3, 1883)

Andere Schilderungen gehen ins Detail: bewundern Pullman Citys schönen Bahnhof, feiern die kunstvolle Architektur des – einzigen – Hotels am Platze (»worthy of the largest city«), staunen über den großzügigen Stadtpark, sind beeindruckt vom Konsumangebot, zollen dem imposanten Theater Respekt, notieren die soliden Wohnquartiere (Backsteinbauten) und finden lobende Worte fürs Ambiente: »Die ganze Stadt ist ein Muster an Sauberkeit und Eleganz. Wie ein Pullman-Wagen« (aus einem Zeitungsbericht, zit. in Smith 1995: 347). Außerhalb des Betriebs sollte man die Schattenseiten des industriellen Zeitalters vergessen. Wer urbane Attraktionen – Bars, Spielhallen,

Bordelle – gesucht hätte, wäre enttäuscht worden. Fabrikinspektoren patrouillierten in den Straßen, um möglichst allen Anfängen zu wehren. *Like a feudal Baron*<sup>3</sup> gedachte Pullman über die Seinen zu herrschen – so kam es der faszinierten (Außen-)Welt auch vor: Tagein, tagaus haben Sonderzüge mal Reporter, mal Touristen von Chicago aus aufs gelobte Land hinaus gekarrt (Miller 1996: 234).

Glanz und Gloria wollten allerdings bezahlt sein – ohne dass sie Pullman auf die Tasche fallen würden. Der Plan ist aufgegangen. Zufrieden konnte sein Initiator bei Gelegenheit feststellen, er habe »keine fünfzig Cent« in das Projekt investiert. Den Ehrgeiz, als Wohltäter der Arbeiterklasse bekannt zu werden, hatte er nicht – sämtliche Aufwendungen mussten sich rechnen. Nicht nur dass die Betriebsangehörigen für (vergleichsweise komfortable) Behausungen saftige Mieten zu zahlen hatten; auch was sie ohne oder mit Anhang außerhalb ihrer vier Wände unternommen haben, angefangen beim Lebensmitteleinkauf bis hin zum Theaterbesuch, wurde ihnen samt und sonders penibel in Rechnung gestellt. Buchstäblich alles war »Pullman« und alternativlos, denn Chicago lag zu weit weg. »We are born in a Pullman house, fed from the Pullman shops, taught in the Pullman school, catechized in the Pullman Church, and when we die we shall go to the Pullman Hell«, resümiert ein genervter Mitarbeiter.<sup>4</sup>

Nur die Hölle gab es umsonst. Indessen stand noch mehr auf dem Spiel als nur das ökonomische Projekt, die Belegschaft gewinnbringend einzuhegen. Der Baron hatte eine Vision – seine Leute sollten dereinst »valuable and well-rounded lives« führen (Green 2010: 31) und dafür schrittweise mehr Freiraum erhalten:

»Es ist meine ernsthafte Absicht, eine zweite Stadt zu gründen, in der sich jeder Einwohner ein Haus nach eigenen Vorstellungen bauen wird. Eines, das seinen Bedürfnissen entgegenkommt und ihm gehört.«

3 [www.pullman-museum.org/theMan/](http://www.pullman-museum.org/theMan/)

4 [www.pullman-museum.org/theMan/](http://www.pullman-museum.org/theMan/)

Ohne den kontrollierten Vorlauf wäre zu befürchten gewesen, »dass Familien Fuß gefasst hätten, die sich mit den erwünschten Verhaltensweisen nicht hinreichend identifizieren und damit das ganze Projekt ruinieren«. Inzwischen, »nach zehn Lehrjahren«, seien aber etliche Bewohner reif für den nächsten Schritt. Sie hätten, resümiert Pullman, »den Verhaltenskodex so stark internalisiert und dessen Vorteile so genau erkannt, dass man sie überall ansiedeln könne«. Dieser Avantgarde werde man sogar Bauland verkaufen, »little by little«, damit ja nichts Unvorhergesehenes passiert (s. Pierce/Norris 2004: 272).

Erst Dressur, dann Auslauf – sobald die Schafe kapiert haben, was der Hirte von ihnen will:

»Pullman war von dem Wunsch getrieben, Arbeitskonflikte möglichst zu vermeiden. Und ein wohldosierter Paternalismus erschien ihm als das beste Mittel, die Arbeiter samt ihren Ambitionen ruhigzustellen. Was seinem mächtigen Konzern einen Arbeitsfrieden bescheren würde, wie man ihn bis dato nicht gekannt hatte.« (Lindsey 1943: 35)

Das Wort von der »Pullman-Hölle« lässt erahnen, dass von einem Himmel auf Erden noch lange keine Rede sein konnte. Doch bei George Pullman sind Klagen auf taube Ohren gestoßen. Er hat sich strikt geweigert, Beschwerden entgegen zu nehmen – und eine geneigte Öffentlichkeit ist ihm schon bei den ersten Anzeichen von Insubordination beigesprungen, nicht zuletzt deswegen, weil sie ein Einfallstor zu sehen vermeinte, durch das bald mörderische Heerscharen hereinbrechen würden. Wenn man nachgibt und »nicht sofort entschieden handelt,« hat eine aufgeregte Stimme sich hören lassen, »werden wir der Meuterei und Rebellion nicht mehr Herr werden. Dann wird« – in dieser Reihenfolge – »viel Eigentum zerstört und viel Blut fließen, und es ist zu befürchten, dass die friedlichen Jahre für immer hinter uns liegen.« (s. Lindsey 1943: 211)

Die Lage sei, konnte man hören und lesen, nicht zuletzt darum so brisant, weil Volksverführer herumgeistern würden, deren bevorzugte Zielgruppe – Einwanderer – »von der ›amerikanischen Idee‹ noch nicht durchdrungen« seien. Aber auch einheimische Arbeiter galten als

suspekt: gegen den Geist des Aufruhrs immun, waren sie dem Sog organisierter Solidarität nicht unbedingt gewachsen.

Solcher Ängste ungeachtet hat sich die Meinung gehalten, Pullmans Modell garantiere den ewigen Betriebsfrieden und damit zugleich auf alle Zeiten das amerikanische Glück:

»Das Unternehmen gibt den Grundton vor für einen gemeinsamen Schlusschor von Kapital und Arbeit. Im Alleingang könnte es seinem Gründer gelungen sein, das bleibende Monument des ausgehenden 19. Jahrhunderts zu schaffen: eine Pyramide mit der menschlichen Natur als festem Fundament und dem sozialen Frieden als sonnenüberflutetem Schlussstein.« (Kirkland 1892: 400)

Doch diese Hymne war, kaum angestimmt, auch schon wieder Makulatur. Die stillen Ressentiments gegen das »höllische« Fabrikstadtleben hatten sich nicht in Luft aufgelöst und sollten bei der erstbesten Kalamität zum offenen Widerstand mutieren. Dieser hat zwei eng verquickte Phänomene zum Vorschein gebracht, mit denen Pullmans heroischer Paternalismus weder gerechnet hat noch fertig geworden ist: unvermeidliche Krisen und »unamerikanische« Kollektive.

»The Panic of 1893«, das Ende des Goldenen Zeitalters und der Auftakt einer mehrjährigen Depressionsphase, sollte auch Pullmans Unternehmen in eine tiefe Krise stürzen. Wie nicht anders zu erwarten hat der seine Arbeiter bluten lassen und dadurch, ob bedacht oder nicht, dafür gesorgt, dass das lokale Scharmützel »nationalisiert« worden ist. Die Eisenbahnergewerkschaft (»American Railway Union«) nahm sich des Konflikts an: mit dem Effekt, dass schließlich eine viertel Million Streikender 26 Eisenbahnlinien lahmgelegt haben. Andererseits waren Unternehmervertreter mit Erfolg darum bemüht, gegen diese »Terrorherrschaft« Bundestruppen zu organisieren. Am blutigen Ende standen 15.000 bewaffnete Einsatzkräfte 6.000 Plünderern gegenüber. Es gab mindestens 34 Tote.

Wenig später ist auch George Pullman gestorben, und kurz darauf hat der Illinois Supreme Court entschieden, Pullman City müsse nach Chicago eingemeindet werden (Schneirov et al. 1999, Smith 1995).





## 9. Macher

---

### 9.1 Patching the state

Als Goethe 1827 davon gesprochen hat, dass Amerika es besser habe, sind ihm nur Dinge eingefallen, die *nicht* zu haben ihm vorteilhaft erschienen sind: keine verfallenen Schlösser, keine unnützen Erinnerungen, kein sinnloser Streit.

Keinen »deutschen« Staat zu haben: diesen Vorteil übergeht Goethe. War es einer? Dass Gesellschaften einer zentralen *Ordnungskraft* bedürften, darüber gab es keine Debatte – sie stand ja schon von allem Anfang an auf dem Papier (der Verfassung), und die Pullmans konnten, sobald sie unter Beschuss geraten sind, verlässlich mit einer bewaffneten Staatsmacht rechnen. Für alles, was darüber hinaus ging, gab es zwar Vorbilder (England, Frankreich, Preußen, auch China), doch man hatte sich ja geschworen, es »ganz anders« zu machen. Diese Selbstbeschränkung war freilich nicht in Stein gemeißelt, Debatten kamen auf und sollten schließlich dazu führen, dass Informationsreisen amerikanischer Experten nach Europa auf die Tagesordnung gesetzt worden sind.<sup>1</sup>

Eigentlich hätte das amerikanische Großereignis des Jahrhunderts, der Sezessionskrieg, den perfekten Anlass geboten, die »Sehnen der

---

1 <https://www.ide-journal.org/article/ellis-golz-mayrhofer-education-in-19thcentury-europe-views-of-mann-and-ushinsky-countries-of-the-19th-views-of-mann-and-ushinsky/>

Macht« (Brewer 1989) auch übers rein Militärische hinaus anzuspannen. Speziell für vaterländische Helden, ob verstorben, versehrt oder verwirrt, musste man sich etwas einfallen lassen. Dafür, dass dabei eine Art Wohlfahrtsstaat herausgekommen ist, spricht die Statistik:

»Wir dürfen die schieren Dimensionen dieses militärischen Konfliktes nicht aus den Augen verlieren, denn ihretwegen ist es zur Installation eines großzügigen Versorgungssystems gekommen. Dieser Krieg hat Witwen und Waisen in großer Zahl produziert, dazu Heerscharen von Veteranen mit oder ohne Verwundung«,

allesamt ausgestattet mit moralisch gesättigten Ansprüchen auf staatliche Unterstützung (Skocpol 1992: 104).

Würde sich der moderne Staat als reine Zahlstelle selbst verwirklichen, dann wäre Amerika zweifellos »angekommen«. Doch so einfach war es dann doch nicht, vor allem darum, weil die zur Verfügung gestellten Gelder ja nicht einfach verteilt werden konnten, sondern verwaltet werden mussten.

Diese Sorge haben sich indes nicht Staatsdiener gemacht, sondern Sozialhelfer, organisiert in der »United States Sanitary Commission«. Deren freiwillig arbeitendes Personal (Ärzte, Krankenschwestern etc.) hatte schon auf den Schlachtfeldern fürs Karitative gesorgt, hat also, anders als die Washingtoner Bürokratie, über medizinische und logistische Vorkenntnisse verfügt.

Die Arbeitsteilung scheint gut funktioniert zu haben, so dass es nahegelegen hätte, sie fortzusetzen und auszuweiten. Zunächst verwahrte sich aber der »deep state« von damals dagegen, denn das Arrangement hatte einen Haken. Dass Hilfe von privaten Händen angeboten wurde, konnte als Versagen der öffentlichen gewertet werden:

»It was not pleasant for officers of Government to be constantly reminded of [...] their defective administration.« (Stillé 1866: 511)

Private Agenturen haben später auch anderswo öffentliche Aufgaben wahrgenommen, doch im vorliegenden Fall hatten offenbar alle Beteiligten ein komisches Gefühl, und das war für einen kompromittierend.

Gleichwohl hat sich die naheliegende Lösung am Ende durchgesetzt – das Problem wurde externalisiert und nach Art einer Auftragsverwaltung der »Sanitary Commission« übertragen. Konkret bestand die Aufgabe darin, an verschiedenen Standorten ein »National Asylum for Disabled Volunteer Soldiers« zu betreiben (Kelly 1997). Im Rückblick drängt sich der Eindruck auf, dass dies die Geburtsstunde eines amerikanischen Regierungsstils gewesen ist, mit Hilfe ad hoc eingerichteter »boards, commissions, and committees« auf verstreute Probleme zerstreut zu reagieren.<sup>2</sup> Allgemeiner formuliert: »Eine Welle neuer Verwaltungseinheiten« – dort eingerichtet, wo sich eine neue Aufgabe angeboten oder aufgedrängt hat – war Amerikas »sichtbarster Beitrag zur staatlichen Bürokratie im späten 19. Jahrhundert« (Keller 2007: 54). Also *state-building* als *patchwork* (vgl. Skowronek 1982: 37ff.) mit einer »Staatsunordnung« als Resultat und vielfältigen Gelegenheiten für Möchtegern-Helden, ihre Führungsqualitäten vorzuführen.

Das Veteranenthema war dringlich und symbolisch bedeutsam; funktional betrachtet standen bald andere Probleme im Vordergrund, allen voran die Organisation des nationalen Eisenbahnsystems, der sich erneut eine Kommission (»Interstate Commerce Commission«) angenommen hat (Benson 2014, Kolko 1965, Martin 1992).<sup>3</sup> Eine schnell wachsende Industriegesellschaft musste mit »Transportadern« (für Kohle, Getreide, Stahl, Benzin etc.) durchzogen werden, weshalb speziell der Güterverkehr zum neuralgischen Wirtschaftssektor avanciert ist (Kolko 1965). Die Kommission sollte verhindern, dass dieser Wachstumsprozess chaotisch verlaufen würde; fürs erste hat sie nolens volens das Durcheinander eher noch verstärkt.

---

2 <https://www.usa.gov/boards-commissions-committees>

3 Was genau dabei, geplant oder ungeplant, abgelaufen ist, wird kontrovers diskutiert. Teils sieht man eine widerständige Kapitalfraktion am Werk, die sich politischen Einmischungsversuchen widersetzt (Benson 1955), teils herrscht der Eindruck vor, die Eisenbahnkonzerne seien an Einmischung sogar interessiert gewesen (Kolko 1965). Wieder andere wollen herausgefunden haben, dass es tatsächlich darum gegangen ist, die Eisenbahngesellschaften zu zähmen (Martin 1992).

Unter den Leidtragenden finden wir auch einen Spross des Adams-Clans: Charles Francis Jr., von 1884 bis 1890 Chef der »Union Pacific Railroad« (Athearn 1970).

Adams wusste, wie man es besser macht, nämlich so, wie es »the German mind« unter seinen Augen vorexerziert hatte:

»Ob deutsche Regierungen die Eisenbahnen in Eigenregie betreiben oder nicht – im Tagesgeschäft ist ihr Einfluss seit jeher spürbar gewesen. Sie haben einfach alles geregelt, von den Frachtraten bis hin zum Unfallschutz. Ausgehend vom deutschen Grundsatz, dass es nicht nur das Recht, sondern die Pflicht des Staates sei, überall dort zu intervenieren, wo das öffentliche Interesse betroffen ist, haben die Regierungen ihre Macht wie selbstverständlich ausgespielt.«

Insbesondere Preußen, fasst Adams zusammen, sei mit gutem Beispiel vorangegangen. Leider würde man davon wenig haben, denn:

»Die deutsche Lösung des Eisenbahnproblems lässt sich nicht nach Amerika exportieren.« (Adams 1878: 109, 111f., 206)

Jedenfalls auf diesem Feld scheinen Amerikaner nicht schon deshalb besser gefahren zu sein, weil sie etwas *nicht* hatten. Im Gegenteil, überall knirscht es: »The machine does not work well« (Adams). Der Markt hat versagt und die Ideologie den Staat daran gehindert, wirkungsvoll einzuspringen. Daher musste man wieder einmal auf einen »starken Mann« setzen, dessen Führungsqualität ausreichen würde, um die Dinge in Ordnung zu bringen.

Erschienen ist er (mit einiger Verspätung) in Gestalt von Theodore Roosevelt. Er hatte auf jeden Fall das richtige Selbstwertgefühl:

»Man neigt im Allgemeinen zur Ansicht, hundert schwache Männer könnten so viel Führungskraft aufbringen wie ein starker Mann. Das ist falsch« – denn »nichts und niemand kann einen richtigen Führer ersetzen«, eben einen wie ihn (vgl. O'Toole 2012: 114). Mit dieser Sicht auf die Welt und seine eigene Wichtigkeit ausgestattet, sollte Roosevelt, das Gewicht des Präsidentenamts nutzend, einen äußerst mühsamen, von mancherlei Rückschlägen gezeichneten Weg finden, um den chaotischen Bahnmarkt ansatzweise zu ordnen (Skowronek 1982: 254ff.) Be-

obachter loben und übertreiben: Wieder einmal habe sich gezeigt, erfahren wir, dass selbst beste Intentionen nur dort das bessere Ende für sich haben, wo ein »starker, entschlossener und cleverer« Mann sie vorantreibt (Marcus/Burner 1971: 182).

Mit starker Männlichkeit allein war indes nichts zu bewegen. Gerade beim schwierigen Geschäft der Bahnregulierung musste einer wissen, wovon er redet: Eisenbahnlinien und -gesellschaften, Spurbreiten und Streckenlängen, Frachtraten und Rabattpolitik, Versorgungsdichte und Verkehrsanschlüsse (Kanal, Straße) – all das, aber auch manches mehr lag auf dem Verhandlungstisch. Hier den Durchblick zu behalten, war nur denen vergönnt, die Expertise mobilisieren konnten. Sie fand sich in der »Interstate Commerce Commission«, deren Dornröschenschlaf jetzt endlich zu Ende sein sollte.

Ihr Beispiel belege, heißt es, dass »the old model of governmental operations« einer »Reintegration des amerikanischen Staates in die moderne Industriegesellschaft« gewichen sei (Skowronek 1982: 248). Mit Adams-Augen betrachtet, würde das Fazit anders lauten: Erneut ist *am Staat vorbei* ein »Kompetenzcluster« entstanden.

## 9.2 No sense of the state

Rund 100 Jahre vor Roosevelt hat Preußen seine Verwaltung neu geordnet. Der Unterschied sticht ins Auge und macht noch einmal deutlich, worin sich beide Regime grundsätzlich unterscheiden: Einmal geht es hauptsächlich um *organisatorische* Stringenz, das andere Mal steht die *persönliche* Qualität im Vordergrund.

Preußens König verkündet 1808, er habe beschlossen, »den obersten Verwaltungsbehörden für das Innere<sup>4</sup> und die Finanzen eine verbesserte, dem Fortschritt des Zeitgeists, der durch äußere Verhältnisse veränderten Lage des Staates und den jetzigen Bedürfnissen desselben, angemessene Geschäftseinrichtung zu geben«. Diese Reform bezwecke,

---

4 Bei v. Justi noch als »Policey« geführt.

»der Geschäftsverwaltung die größtmögliche Einheit, Kraft und Regsamkeit zu geben, sie in einen obersten Punkt zusammenzufassen, und die Geisteskräfte der Nation und des Einzelnen auf die zweckmäßigste und einfachste Art für solche in Anspruch zu nehmen. Die Regierungsverwaltung geht zu dem Ende künftig von einem, dem Oberhaupt des Staates unmittelbar untergeordneten obersten Standpunkt aus. Es wird von demselben nicht alleine das Ganze übersehen; sondern auch zugleich unmittelbar auf die Administration gewirkt.«<sup>5</sup>

Man wird dem Regenten nachsehen, dass er glaubt zu regieren. Hegel wusste es besser: Der Apparat wird ihn eher früher als später degradieren. So oder so – es weht jedenfalls ein ganz anderer Geist als im amerikanischen Gehäuse, das mehr Leben zulässt und weniger Ordnung kennt.

Dass dieses Staatsideal jenseits des Atlantiks keinen Fuß fassen konnte, ja dass es Amerika nicht einmal zu einem *sense of the state* (H.G. Wells) bringen würde: dafür hat man die Sequenz von Demokratisierung und Bürokratisierung verantwortlich gemacht (Fukuyama 2015: Pos. 888ff.). Staaten wie Preußen, deren Verwaltungsaufbau eingesetzt hatte, bevor sie daran gegangen sind, sich zu demokratisieren, hätten es vermocht, weitgehend stabile und vergleichsweise autonome Regierungsapparate zu etablieren.<sup>6</sup> Andere dagegen, darunter fällt auch Amerika, sind zunächst ins demokratische Fahrwasser geraten und erst viel später auf das Problem gestoßen, dass Gesellschaften auch verwaltet werden müssen.

Zweifellos hat es eine Scherenentwicklung der staatlichen Idealwelten gegeben. Das beste Beispiel: Während Andrew Jackson zu der Ansicht gekommen ist, den Staatsapparat demokratisieren zu können, weil jeder dahergelaufene Amerikaner imstande sei, dessen Geschäfte zu verwalten, hat im gleichen Augenblick Hegel die Gedanken seiner Zeit dahingehend zusammengefasst, dass das Verwalten Sache einer

---

5 <https://www.lwl.org/westfaelische-geschichte/que/normal/que818.pdf>

6 Genauer zum preußischen Fall findet sich in Koselleck (1987: 163ff.)

besonderen Klasse, des »Beamtenstands«, sei, deren überlegene Kompetenz sie zur Lenkung des gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses befähige (Hegel 1986a: 357).

Trotzdem ist das Naheliegende – dass sich die Schere immer weiter öffnen würde – nicht passiert. Der Grund: (amerikanische) Probleme und (preußische) Lösungen haben den »Atlantik gekreuzt«.<sup>7</sup>

Im Falle Amerikas hat dieser Prozess um 1840 herum bei der Frage nach dem richtigen Schulsystem eingesetzt. Hinz und Kunz waren auch andernorts Problemfälle geworden, nicht nur dann, wenn sie Beamte werden sollten. Speziell Preußen und Frankreich wurden als Vorbild gehandelt, amerikanische Experten deshalb dorthin geschickt. Ihre rundherum positiven Erkenntnisse sind freilich auf Widerstände gestoßen – was vor Ort bewundert worden ist, erschien von ferne bedrohlich:

»Amerikanische Besucher haben von der Wärme und dem Enthusiasmus geschwärmt, die in den Klassenzimmern zu spüren waren. Derweil haben Kritiker zuhause vor einer Borussifizierung des amerikanischen Schulsystems gewarnt.« (Kaestle 1983: 73)<sup>8</sup>

Mit dem Patt konnte man vorderhand aber leben, weil weder die Entscheidung drängend noch ihre Einheitlichkeit zwingend erschien.

Unter solchen Auspizien war auch nicht zu erwarten, dass es mit dem Staatsdienst aufwärts gehen würde. Der alte Zustand hielt weiter an: Stellensuchende sind alle paar Jahre massenhaft zum Regierungssitz gezogen, fest gewillt, sich am Staatshaushalt zu bereichern, Tauglichkeit hin oder her. Dass dabei massenweise »misfits« – Leute mit »ebenso unterschiedlichen wie nutzlosen Qualifikationen« – in die Dienstzimmer gespült wurden, konnte niemanden verwundern. Während der »preußische Stil« konsequent auf Juristen gesetzt hat,<sup>9</sup> ist sein amerikanisches Pendant ganz und gar nicht wählerisch gewesen: 1867

7 Vgl. dazu auch Rogers (2000).

8 Übrigens hat sich das Preußen-Ressentiment bis heute gehalten – noch immer wird vor einer »Fortsetzung der absolutistischen Macht mit administrativen Mitteln« gewarnt (Hamburger 2017: 51).

9 Selbst in untergeordneten Positionen (Sekretäre, Registratoren) konnte man häufig Rechtswissenschaftler am Werk sehen, die noch keine angemessene



etwa befanden sich unter den Beamten des Schatzamtes 7 Rechnungsprüfer, 13 Bankangestellte, 18 Buchhalter, 27 Büroangestellte, 1 Detektiv, 2 Drogisten, 1 Herausgeber, 5 Farmer, 1 Taxifahrer, 1 Hausmeister, 1 Hoteldiener, 16 Arbeiter, 1 Rechtsanwalt, 1 Maschinist, 1 Fabrikant, 18 Mechaniker, 14 Händler, 2 Boten, 1 Geistlicher, 1 Page, 1 Gepäckträger, 1 Postbote, 2 Verkäufer, 1 Bildhauer, 12 Studenten, 1 Landvermesser, 24 Lehrer, 2 Telegraphisten, 1 Kassenverwalter, 1 Kellner, 1 Wäscherin, 1 Nachtwächter und 112 Gelegenheitsarbeiter (vgl. Hoogenboom 1959: 301).

Kurzum, am Gesamtbild hatte sich seit Jackson nichts geändert: Amerika war, vermeldet ein zynischer Beobachter, »fast schon in zwei Klassen aufgeteilt« – die »eine ist nach Kalifornien geströmt, um dort nach Gold zu schürfen, die andere war auf dem Weg nach Washington, weil dort Ämter vergeben worden sind.«<sup>10</sup> Warum diesem Wissen keine Wende gefolgt ist, liegt auf der Hand: Noch Ende des 19. Jahrhunderts konnte jedes Kongressmitglied alleine im Postdienst rund 200 Stellen mit nützlichen Gefolgsleuten besetzen (Skowronek 1982: 72).

In einem Satz: Das Problem (Dilettantismus) wurde durchaus erkannt, doch mit der Lösung (Qualifikation) konnte man sich nicht anfreunden. Drogisten oder Bildhauer waren lausige Beamte, aber nützliche Wahlhelfer und gefragte Parteispender. So kam es, wie es kommen musste: Verstreute Einzelkämpfer mussten die Fackel der Bürokratiereform weitertragen.

Deren mit Abstand wichtigster war Thomas Allen Jenckes, seines Zeichens Kongressabgeordneter für Rhode Island (Hoogenboom 1961). Er hat 1868 einen Gesetzesentwurf vorgelegt und dessen Zweck so beschrieben: »to regulate the civil service of the United States and promote the efficiency thereof« (Jenckes 1868a). Die Ideen dafür waren das Ergebnis einer umfassenden Materialsichtung. Weltweit gesucht wurden Vorbilder, gefallen haben schließlich vier: China (ein Muster

---

Stelle gefunden hatten und (ohne Bezahlung) ihre Wartezeit überbrückt haben (Bleek 1972, Wunder 1981).

10 Ein Zitat von William Henry Seward, dem Außenminister Lincolns und Andrew Jacksons; s. Fish 1905: 121.

auch für englische Reformer), England, Frankreich und Preußen. Nach umfangreichem Dokumentenstudium stand fest: »Gewonnen« hatte die preußische Administration, deren »world-renowned efficiency and purity« (Jenckes 1868b: 136) den Amerikanern fortan als Vorbild hätte dienen sollen. Daraus entsprang in erster Linie das Postulat, personalpolitisch dürfe künftig nichts anderes mehr zählen als Funktionalität. Es gebe, so Jenckes, eine unabweisbare Pflicht,

»ausschließlich die fähigsten und am besten ausgebildeten Kandidaten zu beschäftigen; d.h. solche, die eine Prüfung erfolgreich absolviert und sich in einem Wettbewerb durchgesetzt haben. Diese Beamten werden dann zwangsläufig die Elite der Nation bilden.« (Jenckes 1868b: 164)

Jenckes' Bemühungen sind am Status quo abgeprallt. Immerhin haben sie den Pfad vorgegeben, auf dem die politische Debatte später voranschreiten würde: Verwaltungsreform ist Personalreform. Unter dem Eindruck der manifesten Dringlichkeit dieses Aspekts hat man eine andere Sache wieder einmal völlig verdrängt: die organisatorische Dimension des Modernisierungsprojekts. Dass Verwaltungshelden – »the elite of the nation« – den Gang der Dinge bestimmen dürfen, sollte vollkommen ausreichen, um das amerikanische Staatswesen auf Vordermann zu bringen.

Dass sich, Jahre später, tatsächlich etwas bewegt hat, geht gleichfalls auf individuelles »Betreiben« zurück. 1881 erschoss ein gewisser Charles Guiteau den Präsidenten (James A. Garfield). An vielen Berufen gescheitert und im Wissen, dass Unfähigkeit kein Ausschlusskriterium sein würde, beschloss er Knall auf Fall, Staatsdiener zu werden. Gleich eine Konsul-Stelle sollte es sein – und nur Wien oder Paris kamen als Amtssitz für ihn infrage. Weil daraus erwartungsgemäß nichts geworden ist, hat er zur Waffe gegriffen und dem Kongress den Anlass geliefert, endlich die überfällige Personalreform in Angriff zu nehmen. So entstand der *Pendleton Act* von 1883, dessen Zweck darin bestand, wenigstens das Rekrutierungsverfahren zu professionalisieren (Hoogenboom 1959).

Das Gesetz hat den öffentlichen Dienst in zwei Sektoren aufgespalten: Im einen konnte alles beim Alten, dem »spoils system«, bleiben, d.h. Parteigranden durften diese Posten weiterhin nach Gusto vergeben; die Reststellen hingegen sollten ausgeschrieben und kompetitiv besetzt werden: Aspiranten mussten sich einer Eingangsprüfung unterziehen, deren Resultat den Ausschlag dafür geben sollten, wer eingestellt würde (»merit system«). Da Pfründe ungern aufgegeben werden, hat der Qualifizierungsfeldzug nur bescheidene Fortschritte gemacht. Im Ausgangsjahr, also 1883, gelang es gerade einmal, jede zehnte Stelle »freizuschaukeln«. 1900 waren es zwar schon 44 Prozent, doch im Gegenzug ist das Leistungsprinzip lädiert worden: Ausscheidende Präsidenten sind, weil sie ihre »diensttuenden« Parteigänger in der Bürokratie verankern wollten, auf den Schachzug verfallen, Beute- in Dauerstellen umzuwandeln. Ein Sinn für Macht, aber »no sense of the state«.

Die Situation hat nach einem – dem gerade vorhandenen, anderweitig bewährten und fast erwartbaren – Führer verlangt:

»Commissioner Roosevelt was influential, and possibly essential, in insuring the survival of the Commission and furthering the merit civil service.« (White 2000: 696)

## 10. Führer

---

### 10.1 Spokesman of the nation

Ein amerikanischer Präsident stand mit seinen Projekten, wenn er denn welche hatte, auf verlorenem Posten – allzu viele Akteure ohne »Korsett« mussten »eingebunden« werden. Er mochte hier verhandeln, dort erpressen und wieder woanders bestechen, doch an mehr als kleine Schritte in unterschiedliche Richtungen war unter den gegebenen Umständen nicht zu denken. Manche wollten aus dieser Not später eine Tugend machen (»muddling through«), doch weil keine große Linie da war, ist es bei der Not geblieben (Lindblom 1959).

Was hätte der Sache Schwung verleihen können? »Speaking to the people« schien die Patentlösung zu sein (Ellis 1998). Indessen sollte man darauf nicht so schnell kommen. Wenn Amtsinhaber, was selten genug vorkam, Ansprachen gehalten haben, dann aus gegebenem Anlass im Kongress – und weil es die Verfassung so vorsieht: Der Präsident soll beide Häuser »von Zeit zu Zeit über die Lage der Nation informieren und Maßnahmen vorschlagen, die er für notwendig und zweckdienlich hält« (Art. II/3).

Amerikas präsidentieller Leitstern, George Washington, hat das Maß auch da vorgegeben und eine einzige, eher zeremonielle Ansprache pro Jahr gehalten (»the annual message«) – mit dem versammelten Kongress als erlesenem Publikum. Jefferson ist nicht einmal so weit gegangen; seine jährliche Botschaft wurde den Abgeordneten in schriftlicher Form zur Kenntnis gegeben (eine Tradition, mit der erst Woodrow Wilson systematisch brechen sollte). Indessen hat diese Exklusivität weni-

ger Dünkel oder Laxheit widergespiegelt – sie war in erster Linie darauf zurückzuführen, dass »Fensterreden« sich so lange nicht ausgezahlt haben, wie keine »Fenster«, sprich: Medien (angefangen bei Tageszeitungen) existiert haben, um dem Wort des Präsidenten eine hinreichend breite Resonanz zu schaffen.

Kaum war es mit dieser Abgeschlossenheit vorbei, gab es auch schon Grund, Schicklichkeit und Selbstbeherrschung anzumahnen: »Das Volk des Präsidenten«, dekretierte damals die *New York Times*, »ist der Kongress, und was er zu sagen hat, soll er ihm sagen.« (s. Gamm/Smith 1998: 97) Der diese Zurückhaltung überhaupt zum ersten Mal durchbrochen hat, wäre vom Kongress (auch) dafür fast abgestraft worden. Im (erfolglosen) *Impeachment*-Verfahren gegen Andrew Johnson (1868) kam zur Sprache, dass dieser Präsident sich »ohne Rücksicht auf die Pflichten seines Amtes sowie dessen Würde und Dekorum« in aller Öffentlichkeit zu »unmäßigen, ketzerischen und skandalösen Schimpfkannonaden« habe hinreißen lassen. Die Zuhörer hätten »gegrölt, gejubelt und gelacht«.<sup>1</sup>

Woodrow Wilson, Roosevelts Nachfolger im Präsidentenamt, hat dann endgültig das neue Modell etabliert: *the rhetorical presidency* (Ceaser 1981, Tulis 2017). Politik, so sein Credo, ist im Kern Meinungsmassage:

»Wo kein absoluter und willkürlicher Herrscher für das Volk entscheidet, bedeutet Politik nichts anderes, als der Masse einen Standpunkt nahezulegen.« (Wilson 1897: 340)

Aber nicht jede Rede »massiert« die Volksseele; dazu braucht es eine Rhetorik, welche, erstens, Visionen ausmalt, anstatt Fakten auszubreiten; zweitens an Gefühle appelliert, anstatt Wissen vorzuführen; und, drittens, Ziele artikuliert, anstatt immer nur Zwänge zu repetieren.

Wilson hat es für unmöglich gehalten, in dem Rahmen, den die Verfassungsväter sich vorgestellt haben, einen wirksamen und umfassenden Kontakt mit dem Publikum aufzubauen. Sein Ehrgeiz war es daher,

---

1 [https://www.senate.gov/artandhistory/history/common/briefing/Impeachment\\_Johnson.htm](https://www.senate.gov/artandhistory/history/common/briefing/Impeachment_Johnson.htm)

»das Amt des Präsidenten neu zu erfinden, so dass dieser, ausgestattet mit dem Mandat des Volkes, den Gesetzgebungsprozess organisieren kann – also im eigentlichen Sinn des Wortes regiert, Verfassung hin oder her« (Tulis 2017: VIII).

Soweit, dass er die Verfassung einfach beiseite schieben würde, konnte Wilson natürlich nicht gehen – er musste sein »self-empowerment« dem rechtlichen und faktischen Rahmen anpassen. Dabei ist ihm schnell der traurige Zustand des Führens auf amerikanische Art ins Auge gestochen: »Irgendwelche Führer haben wir natürlich immer«, notiert er, doch

»sie kommen und gehen wie Phantome, die der Zufall in ihre Position bugsiiert hat, von wo sie dann ohne unser Zutun auch wieder verschwinden. Man gewinnt den Eindruck, dahinter stecke jedes Mal die Macht eines Schicksals, das wir als Nation weder antizipieren noch kontrollieren: lokaler Streit, obskure Politikwechsel in irgendeinem Bezirk, eine Wahlmanipulation oder der falsche Schachzug bei einer Parteiversammlung. Es sind keine wirklichen Führer, sondern Leute, die kommen und gehen, ganz so, als ob die öffentliche Meinung mit ihnen überhaupt nichts zu tun hätte.«

Irgendwelche »Männerrunden, von denen wir kaum wissen, woher sie kommen und was sie im Schilde führen«, hieven diese Pappkameraden in ihre Position, solange bis man ihrer überdrüssig wird, »ganz so, als ob es sich um eine private Angelegenheit handelte«. Das deprimierende Ergebnis, auf den kürzesten Nenner gebracht: *leaderless government* (Wilson 1897: 340).

Für Wilson liegt der Hund nicht in dem einen oder anderen Verfassungsartikel begraben; verfehlt erscheint ihm das unterlegte, rein mechanische Politikverständnis, dessen Substanz sich darin erschöpft, Machtverhältnisse auszubalancieren: »The President is balanced off against Congress, Congress against the President, and each against the courts.« *Checks and balances* – das war die alte, sklerotische Philosophie. Ihr setzt Wilson sein »vitalistisches« Glaubensbekenntnis entgegen: »Government is not a machine, but a living thing.« (Wilson 2011: 58)

Leben – das hat für Wilson bedeutet, dass *Menschen*, nicht Mechanismen regieren. Neu taxiert – und in denkbar schärfsten Kontrast zu Hegel gebracht – wird dadurch die Rolle des Präsidenten:

»Wilson rückt die Person und nicht das Amt des Präsidenten ins Zentrum. Der Mensch und seine Persönlichkeit verkörpern den Willen der Nation.« (Pestritto 2005: 168)

»Verkörpern« allerdings nicht in einem »vektoriellen« Verständnis, das Regieren zur Resultante verwässert und dem Regenten zumutet, automatisch abzunicken, was sich vorher anderswo irgendwie herausgemeldet hat. Im Gegenteil, Wilsons »Präsident« ist nachgerade ein Hexenmeister: »Menschen sind wie Lehm in den Händen eines wahren Führers.«<sup>2</sup>

Der »wahre Führer« als Lehrling Machiavellis? Was ihn darüber hinaushebt, ist seine pflichtschuldige Einbindung in ein größeres Ganzes: »Government is not a body of blind forces; it is a body of men, with highly differentiated functions.« Damit diese lebende Maschine richtig arbeitet, muss ihr eine übergreifende Aufgabe und ein gemeinsamer Zweck vorgesetzt werden – das zu erledigen, ist Sache des Präsidenten: »Regieren ist unmöglich, wo es keinen Führer gibt«. Er hat für eine enge, nachgerade »instinktive« Zusammenarbeit aller Teile sorgen (Wilson 2011: 32). Schafft er das, steht seiner Größe nichts mehr im Wege:

»The President is at liberty, both in law and conscience, to be as big a man as he can.« (Wilson 2011: 39)

Weil auch unter amerikanischen Umständen diese Herkulesaufgabe nicht mit Mord und Totschlag, ja nicht einmal mit List und Tücke bewältigt werden soll, darf man den »Lehm« nur *rhetorisch* kneten. Nämlich so: Der Präsident »appelliert über die Köpfe der politischen Macher Washingtons hinweg direkt ans Volk und baut darauf, dass die öffentliche Meinung seine Opponenten überwältigt« (Stid 1998: 162). Ein »großer« Führer benötigt daher zuvörderst ein großes Mundwerk;

---

2 <http://teachingamericanhistory.org/library/document/leaders-of-men/>

fehlt es daran, ist alles Weitere für die Katz. Darüber hinaus sind dem Präsidenten keine politischen Grenzen gesetzt:

»Sollte der Kongress von ihm überfahren werden, dann liegt kein Versagen der Verfassungsväter vor, die eine Unwucht ins System eingebaut haben; den Ausschlag gibt vielmehr, dass ein Präsident – im Gegensatz zu jedem Abgeordneten – die ganze Nation hinter sich weiß. Alleine mit Hilfe der öffentlichen Meinung kann er es schaffen, den Kongress nach seiner Pfeife tanzen zu lassen.« (Wilson 2011: 39f.)

Gegen Ende des Jahrhunderts spielen dann Präsident und Presse einander in die Hände: Zeitungen »haben ein Objekt gefunden, über das sie auf ihre typische Art – simplifizierend und dramatisierend – berichten konnten. Und dem Präsidenten stand ein Vehikel zur Verfügung, mit dessen Hilfe er sich breitenwirksam Gehör zu verschaffen mochte.« (Ceaser et al. 1981: 165) Es war die Geburtsstunde des Präsidenten als *spokesman of the nation* (Tullis 2017; Wilson 2011: 41).

Für Wilson war die Aufgabe des Präsidenten damit noch nicht erledigt – ist es doch eine Sache, das Volk samt seinen Vertretern auf Kurs zu bringen, und eine ganz andere, den politischen Konsens in der unübersichtlichen Administration (»boards, commissions, and committees«) kleinarbeiten zu lassen. Das alltägliche Implementationsgeschäft kann nicht »geknetet«, es muss organisiert werden. Wie das gehen könnte, dazu waren im Amerika jener Zeit nur rudimentäre Vorstellungen im Umlauf.

Wilson selbst hatte schon früher auf das Manko hingewiesen und dafür plädiert, die Geheimnisse effektiven *Verwaltens* wissenschaftlich zu ergründen: »The Study of Administration« (Wilson 1887). Damit will er aber kein empirisches Projekt lancieren, sondern lediglich eine Grundeinsicht (Max Webers, der aber unerwähnt bleibt) bewerben: Die konsequente Trennung von Politik und Verwaltung ermöglicht effektives Regieren.

Wird diese Lektion beherzigt, dann drängt sich Amerikas Reformperspektive wie von selbst auf: der Import funktionierender Prozesse (Verwaltung) aus fortgeschrittenen Ländern (Europas), deren funda-



mentale Werte (Politik) mit den eigenen Vorstellungen nicht kompatibel sein müssen.

»We can dissect alien systems without apprehension of blood-poisoning«, verspricht Wilson (1887: 220). Auf dem preußischen Weg ans amerikanische Ziel gelangen – dieser Plan, wiewohl per se weder einfluss- noch aussichtsreich, kann immerhin für sich beanspruchen, die Türen für eine andere Lösung geöffnet zu haben: Statt Woodrow Wilsons Verwaltungswissenschaft hat Henry Fayols *management science* der amerikanischen Bürokratiereform den theoretischen Überbau offeriert – wenngleich mit beträchtlicher Verspätung (Reid 1995; s. auch Sager u.a. 2018).

Fayol (1841-1925) hat seine Erfahrungen als französischer Bergbauingenieur und -manager dazu genutzt, um Wilsons Programm- in eine Organisationsstruktur zu transformieren. Herausgekommen sind Vorschläge, wie man Staats- und Unternehmenshandeln gleichermaßen optimieren kann: Der Regierungschef

»leitet das Regierungsunternehmen. Es ist seine Pflicht, den Unternehmenszweck zu verfolgen und dabei alle verfügbaren Ressourcen bestmöglich zu nutzen. Er ist der Vorgesetzte seiner Minister und achtet darauf, dass alle wesentlichen Arbeiten erledigt werden. Jeder Minister ist für einen Arbeitsbereich verantwortlich und leitet die ihm unterstellten Direktoren an. Jeder Direktor ist für spezielle Aufgaben zuständig und Vorgesetzter der dafür angestellten Mitarbeiter.« (Fayol 1937: 111)

Anders formuliert: Das Politische, die Entscheidung über »the probabilities and the possibilities of the future«, ist an der Spitze konzentriert (»the high command«) und wird dann auf seinen Weg durch die Verwaltungshierarchie nur noch parzelliert, immer weiter, ohne dass inhaltlich etwas Neues dazu kommen darf. Was umgekehrt bedeutet: Will »Politik« zur Geltung kommen, muss sie sich so administrieren lassen.

Fayols überraschendes »Atlantic crossing« erklärt sich daraus, dass er den amerikanischen Traum mit einer modernen Verwaltung ver-

söhnt. Die Position des Führers bleibt unangetastet, wird also nicht auf Hegels Altar der Ausdifferenzierung und Professionalisierung geopfert.

Die Kehrseite der Medaille: Weil Machtmonopole eben doch etwas anderes sind als Wirtschaftskonzerne, wären Präsidenten eher mit der Organisation als ihrem Programm beschäftigt. Franklin D. Roosevelt hat es vielleicht gemerkt – jedenfalls belässt Amerikas erster Präsident, dem das Management-Wissen hätte zugute kommen können, alles beim Alten. Sprich: Er lagert anfallende Aufgaben umstandslos aus. Am Ende sind es über 40 Agenturen: Civilian Conservation Corps, Farm Credit Administration, Federal Civil Works Administration, Federal Deposit Insurance Corp. (FDIC), Federal Emergency Relief Administration, Immigration and Naturalization Service, National Labor Board, National Recovery Administration, Public Works Administration, Tennessee Valley Authority, Bureau of Air Commerce, Export-Import Bank of Washington, Federal Communications Commission (FCC), Federal Housing Administration (FHA), National Archives and Records Service, Securities and Exchange Commission, National Labor Relations Board, National Youth Administration, Resettlement Administration, Rural Electrification Administration, Social Security Board, Works Progress Administration, Farm Security Administration, Air Safety Board, Civil Aeronautics Administration, Civil Aeronautics Authority, Federal Crop Insurance Corp., Works Projects Administration, Federal Works Agency, Bureau of the Public Debt, Civil Aeronautics Board, Defense Plant Corp., National Defense Research Committee, Selective Service System, Committee on Fair Employment Practices, Office of Price Administration, Office of Scientific Research and Development, Office of Strategic Services, Office of War Information, War Manpower Commission, War Production Board.<sup>3</sup>

»To give form to the whole and to every detail its place« (Fayol) – für diese Kompaktlösung bestand, wenn man dem Augenschein glauben

---

3 [https://www.washingtonpost.com/archive/politics/1995/04/12/fdrs-government-the-roots-of-todays-federal-bureaucracy/c3091bd5-3971-4e28-9a4e-53ea3aea654f/?utm\\_term=.7012a3f4039c](https://www.washingtonpost.com/archive/politics/1995/04/12/fdrs-government-the-roots-of-todays-federal-bureaucracy/c3091bd5-3971-4e28-9a4e-53ea3aea654f/?utm_term=.7012a3f4039c)

darf, kein akuter Bedarf. Von der Bürokratie als »Substanz des Staates« (Seibel 2016: 61) zu sprechen, ergibt im amerikanischen Fall keinen Sinn.<sup>4</sup>

## 10.2 The ultimate disruptor

Es ist gekommen, wie es früher oder später kommen musste: Roosevelts Behördenexplosion hat eine neue Unübersichtlichkeit kreiert, die ihren Kritikern reichlich Angriffsflächen bietet. Donald Trumps Kampfruf *drain the swamp!* verdichtet diese Stimmung zur massenwirksamen Parole.

Einige derer, die in den Chor mit eingestimmt haben, sind, weil sie sich offenbar nicht vorstellen konnten, dass die amerikanische Misere auf amerikanischem Mist gewachsen ist, dazu übergegangen, das Debakel dem Schurken anzulasten, den man am Tatort nie angetroffen hat: Hegel.

»Alles in allem haben die Verfassungsväter«, das wird ihnen zugestanden,

»wohl einen guten Job gemacht. Doch eine Sache haben sie übersehen, und genau sie liegt uns schwer im Magen: *the deep state*, wie wir heute sagen. Ursprünglich gab es dafür viele Begriffe. Hegel etwa redet vom ›Verwaltungsstaat‹, um zu kennzeichnen, dass dessen Bürger sich verordnen lassen müssen, was sie machen sollen.« (Lewandowski/Bossie 2018: 161)<sup>5</sup>

Ein anderer sieht sogar die ganze Welt vom Geist Hegels bedroht:

---

4 Eine ähnliche Organisationsvielfalt findet man zwar auch hierzulande, doch schwebt sie nicht frei im Raum, sondern reproduziert sich unter dem Schirm von Ministerien (vgl. Schuppert 1981).

5 (Corey) Lewandowski hat bis Mitte 2016 Donald Trumps Wahlkampf organisiert.

»In einer Zeit, da alle rechtlichen Überlegungen dahin gehen, die Macht des ›deep state‹ noch weiter zu verfestigen, wird aus diesem, so wie das Hegel gewollt hat, ein weltbeherrschender Gott.«<sup>6</sup>

Wenigstens der Beihilfe zu dieser Verirrung hat sich aber doch ein prominenter Landsmann schuldig gemacht: Woodrow Wilson. Er trage, lautet die Anklage, »die Verantwortung dafür, dass sich Hegels optimistische Meinung von der Objektivität staatlicher Verwaltungsbeamter auf das amerikanische System übertragen« habe.<sup>7</sup>

*Then the disruptor Trump crashed in*<sup>8</sup> – gerade noch rechtzeitig, um dem gefährlichen Spiel ein Ende zu bereiten. Was ihn gut und gerne in weltgeistliche Höhen katapultieren könnte, wie Henry Kissinger spekuliert:

»Ich glaube, dass er einer jener historischen Gestalten sein könnte, die von Zeit zu Zeit erscheinen, das Ende einer Ära einläuten und sie zwingen, ihre alten Schutzbehauptungen aufzugeben.«<sup>9</sup>

Auch wenn das ein wenig hoch gegriffen erscheint, wird einräumen müssen, dass dieser Präsident seinem Ruf als (Zer-)Störer nichts schuldig bleiben ist: Unter Trumps Ägide sind Amtsscharakter und Organisationsgrad des Staatsapparats so drastisch abgesenkt worden, dass Hegel in Amerika endgültig ausgespielt hat.

Mit Lücken (Stellenstreichungen) und Luschen (Verwaltungsamateuren) ist kein Staat zu machen: »Trump war willens, Lebenszeitbeamte zu feuern. Er hat die realistischen und ausgewogenen Empfehlungen der ›Washington-Kenner‹ ignoriert. Er hat ›verrückte‹ Außenseiter engagiert, die den etablierten Institutionenbestand voller

6 <https://dailycaller.com/wp-content/uploads/2017/09/Political-Warfare.pdf>. Autor dieses Textes ist Rich Higgins, Trumps ehemaliger Sicherheitsberater.

7 <https://www.heritage.org/political-process/report/the-birth-the-administrative-state-where-it-came-and-what-it-means-limited>

8 <https://www.nationalreview.com/2019/03/donald-trump-disruptor-drain-washington-swamp/>

9 <https://thehill.com/opinion/white-house/411535-donald-trump-the-great-disruptor>; <https://www.newsweek.com/henry-kissinger-trump-russia-putin-1035017>

Skepsis beäugt haben. Er hat die Führungsebene von progressiven Aktivisten gesäubert« und ist – vielleicht der schärfste Bruch mit der Tradition – dazu übergegangen, Schlüsselstellen des »tiefen Staates« gar nicht mehr zu besetzen.« Das geschah manchmal aus Verlegenheit, folgt aber, aufs Ganze gesehen, einer rüden Strategie: »Ich stelle grundsätzlich nicht so viele Beamten ein, wie man das für normal halten würde – man braucht sie einfach nicht.« *You don't need them* – ein Urteil, das ungleich härter ausfällt als der Vorwurf, diese Leute würden Obstruktion betreiben.<sup>10</sup>

Manche Beobachter fragen nach dem »Positiven« und melden Bedenken an. Selbst Kissinger plagten Zweifel: Es sei »keineswegs ausgemacht«, dass Trump »irgendeine große Alternative im Kopf hat«, weshalb man einkalkulieren müsse, dass diese Episode schlicht und einfach bedeutungslos sei: »It could just be an accident.«<sup>11</sup> Ein Unfall der Geschichte mit Folgen für das Land: »A great disruptor who does not set a new standard of legitimacy will just pull things apart.« (Skowronek 2017) Auch unter seinen Anhängern existiert, bei aller Freude über den Zerstörungsfuror, die Erwartung, dass am Ende etwas Zählbares dabei herauskommt:

»Amerika hat seit jeher für Rebellion und Rebellen etwas übrig, jene Querdenker oder Störenfriede, die die Dinge mit anderen Augen sehen. Sie erfinden. Sie erforschen. Sie erschaffen. Sie inspirieren. Sie verändern. Sie bringen die Menschheit voran.«<sup>12</sup>

Erkennbar sind diese und ähnliche Hymnen allesamt Variationen ein und derselben Melodie: Besungen werden »Zerstörungen«, die »kreativ« sind. Was für Joseph Schumpeter (1972) der *Prozess* (Konkurrenz) bewirkt, schafft bei anderen (Christensen 2013) entweder das *Produkt*

10 <https://www.nationalreview.com/2019/03/donald-trump-disruptor-drain-washington-swamp/>

11 <https://www.newsweek.com/henry-kissinger-trump-russia-putin-1035017>

12 <https://thehill.com/opinion/white-house/411535-donald-trump-the-great-disruptor>. Worauf sich diese Hoffnung gestützt hat, ist schwer auszumachen. Schließlich war Trumps eigene Partei das erste Opfer seiner »disruptiven« Chuzpe (s. Alberta 2019: 235ff.).

(Technologie) oder, wie bei Ayn Rand (1905-1982), die *Person* (Unternehmer).

Warum Trump gerade Rand zu seiner »Hausintellektuellen«<sup>13</sup> gemacht haben will, ist leicht erklärbar: sie findet nicht nur ihren Helden im Unternehmer, sondern steigert dazu noch die Heldenfeier zum Gottesdienst. Ohne diese Heroen, auch *prime mover* genannt, würde unsere Welt nicht überleben, weil sie sich selbst nicht »tragen« kann (Rand 1999). Leute solchen Zuschnitts

»sind eine Rasse, die Ehrfurcht, Neid, Bewunderung, manchmal sogar Hass auslöst. Sie werden vergöttert, kritisiert und dämonisiert. Sie erschaffen Produkte, Dienste oder Industrien, die ganz wörtlich die Welt verändern – und uns allen ein besseres Leben verschaffen.«

Übermenschen sind keine guten Samariter, sondern große Unternehmer, deren Nächstenliebe als Nebenfolge abfällt:

»Sie häufen ein Vermögen an, das in die Milliarden geht, und bauen allesbeherrschende Wirtschaftsimperien auf. Kurz gesagt, diese Menschen überragen den Rest der Menschheit.« (Locke 2000, Klappentext)

Als seine Vorbilder taugen sie, weil unvergleichlich und uneinholbar, nicht, doch ohne ihre Führung ist der normale Mensch verloren. Genau das gilt es, ihm, der das allzu leicht vergisst, samt seinen »sozialistischen« Anwälten, die von der Vergesslichkeit profitieren, in aller Deutlichkeit vor Augen zu führen.

Und der Staat? Bei Marx, dem Antipoden, fungiert er als »ideeller Gesamtkapitalist« und übernimmt die politische *Vertretung* der kapitalistischen Klasse. Offenkundig hat Rand für diesen Helfer keine Verwendung. Ihre Lichtgestalt ist »Atlas«, die *Verkörperung* des Unternehmertums (Rand 1996).

Im Alleingang schultert der Heros die ganze Welt, ist jetzt aber mit seiner Geduld am Ende und wirft die Last ab. Was im richtigen Le-

---

13 <https://www.zeit.de/politik/ausland/2017-02/ayn-rand-donald-trump-libertarianism-bestseller>

ben bedeutet, dass sich der gesamte Fabrikanten-Klüngel, Mann für Mann, aus dem Staub macht, mit unbekanntem Ziel und auf unbekannte Zeit, um den undankbaren Zeitgenossen eine Lektion so erteilen: sie sollen ein für alle Mal begreifen, was sie an ihren verpönten, ja verhassten Kapitalisten haben. Das funktioniert wie geschmiert: eine »Welt in Ruinen« entsteht, »Häuser ohne Dächer, vor sich hin rostende Traktoren, unbeleuchtete Straßen, eine stillgelegte Eisenbahnstrecke«. Kurzum: verbrannte Erde, der beste Ort für einen Neuanfang. Prompt kehren die Helden zurück, am Himmel erscheint das Dollar-Symbol (Rand 1996: 1169). Soll heißen: Die Gesellschaft hat gelitten und gelernt, nun kriecht sie zu Kreuze. Ende des politischen Lieds, ein für alle Mal.

So einer wie Trump fehlt in dieser Erzählung; gleichwohl kommt seine Rand-Hommage nicht von ungefähr. Denn er ist Atlas, jener Übermensch, der den (amerikanischen) Staat zerstört, um die (amerikanische) Welt zu retten: »I alone can fix it« soll ja nicht bedeuten, dass ein Problemkatalog Schritt für Schritt abgearbeitet würde, sondern: dass alle Probleme schlagartig verschwunden sind, sobald er die Abbrucharbeiten abgeschlossen hat.

Vielleicht ist dieses Phantasma gar nicht so gesponnen, wie es auf den ersten Blick aussieht. Immerhin scheint halb Amerika die erste Phase, das eingeplante Chaos, nicht alleine hinzunehmen, sondern sogar herbeizuwünschen: nachgerade »a need for chaos« greift offenbar um sich.<sup>14</sup> Prompt setzt Trump noch eins drauf und beschuldigt seine Gegner, Amerikas andere Hälfte, den inneren *Krieg* anzupeilen:

»Die Demokraten wollen Euch Eure Waffen wegnehmen, sie wollen Euch Eure Gesundheitsversorgung wegnehmen, sie wollen Euch das Wahlrecht wegnehmen, sie wollen Euch die Freiheit wegnehmen, sie wollen Euch Eure Richter wegnehmen, sie wollen Euch alles wegnehmen.«

*Alles* steht auf dem Spiel und hängt *allein* von ihm ab:

---

14 Genauer: Es sind rund 40 % (<https://psyarxiv.com/6m4ts/> – wobei man wohl unterstellen darf, dass sich dort hauptsächlich jenes »Volk« wiederfindet, das nicht glaubt, unter dem Durcheinander leiden zu müssen.

»Man will mich stoppen, weil ich für Euch kämpfe. Ich werde das niemals zulassen.«<sup>15</sup>

Man gegen Mich – es ist ein Bürgerkrieg ohne Bürger, denn Trump will Freund und Feind selbst bestimmen, so wie es ihm gerade gefällt. *The ultimate disruptor*.<sup>16</sup>

Der »Idiot« verändert schon heute sein Land. Und morgen vielleicht die ganze Welt?

- 
- 15 <https://twitter.com/realdonaldtrump/status/1179179573541511176>; <https://twitter.com/realDonaldTrump/status/1178055467987275776?s=20>. Notabene: Es ist bezeichnend für Trumps Selbstverständnis, dass er einen »Bürgerkrieg« – der Bürger aufeinander hetzt – zum »Staatstreich« (*coup*) verkürzt, in dessen Zentrum seine Person steht.
- 16 <https://www.cnbc.com/2019/10/04/heres-why-trumps-poll-numbers-are-defying-the-impeachment-mess.html>





## 11. Die Aussicht: *Global idiocy*

---

Amerika hat Donald Trump ermöglicht und die Welt damit um ein Risiko bereichert: größte Macht und größter Wahn fallen seither zusammen.

Trump's Furor speist sich in allererster Linie aus seiner Überzeugung, ein phänomenaler »Verhandlungskünstler« zu sein, vermutlich der größte, den Gott je geschaffen und die Welt je gesehen hat. Selbstredend ist »Unterhandlungskunst« kein Requisit, das er in den internationalen Raum erst eingeführt hätte. Gelehrte Abhandlungen haben schon vor langer Zeit dokumentiert, welche Künste beherrscht werden sollten, um auf dem Terrain zu reüssieren: Geistesgegenwart, Menschen- und Geschäftskennntnis, Weltbildung, Sprachgewandtheit, Beherrschung der Konventionen, persönliches Ansehen, Liebenswürdigkeit.<sup>1</sup> Man muss nicht zweimal hinsehen, um festzustellen, dass Trump buchstäblich nichts davon besitzt. Mehr noch: Er pfeift auf solche Qualitäten, denn aus seiner Warte hindern sie ihn samt und sonders daran, mit dem einen Pfund zu wuchern, gegen das kein Kraut gewachsen ist: »his superior genes«.<sup>2</sup>

Dieser Geist hat wie ein Blitz eingeschlagen und für allgemeine Verunsicherung gesorgt. Was soll man von einem »Staatsmann« halten, dem es gefällt, weltbewegende Abrüstungsgespräche damit zu garnieren, dass er seinen Kontrahenten als »rocket man« veralbert und betont,

- 
- 1 So steht es in einem Lehrbuch, das der Leipziger Staatswissenschaftler Pölitx vor 200 Jahren veröffentlicht hat.
  - 2 <https://www.theguardian.com/commentisfree/2017/sep/16/donald-trump-jemele-hill-espn-white-supremacist>

den größeren »nuclear button« drücken zu können? Spielt er? Spinnt er? Den Fall auf die leichte Schulter zu nehmen, verbietet sich schon deshalb, weil dieser Präsident solche Eskapaden als Kunstgriffe begreift und alles abwehrt, was ihn dabei einschränken könnte: »I don't give a shit« hält er den Domestiken entgegen, die ihm mit (Fest-)Stehendem kommen, das sich nicht verdampfen lässt (Woodward 2018: 103, 291).

Wenn es dem größten Führer gefällt, den »wilden Mann« zu spielen, dann folgt daraus etwas. Vor allem: Seine Verhandlungspartner werden auf die Idee kommen, Gleiches mit Gleichem vergelten zu müssen, damit sie »auf Augenhöhe« bleiben. Prompt hat denn auch »rocket man« Trump als Tattergreis (»a mentally deranged dotard«) verspottet. Ob solche Wortgemetzel Schule machen und mit welchen Folgen, kann heute noch niemand wissen. Jedenfalls haben heillose Verwirrungen im Tagesgeschäft, das so etwas zum ersten Mal erlebt hat, nicht lange auf sich warten lassen.

Doch die Trump-Transformation erschöpft sich nicht darin, diplomatische Benimmregeln einzustampfen. Längerfristig ruiniert sie ausgefeilte Denkstrukturen ebenso wie eingespielte Handlungsmuster. Wir sind Zeugen einer *doppelten Disruption*: Welt- wird durch Außenpolitik abgelöst und diese zerfällt in bilaterale Verhandlungen. Am Ende ist das Internationale nur noch die Bühne, auf der nationale Stücke gespielt werden.

Die Folgen lassen sich mit hinreichender Genauigkeit prognostizieren: »a world of increasing disarray«. <sup>3</sup> Für den prekären Fall gibt es schon die passende Formel: *global idiocy*. <sup>4</sup>

Derweil verkündet Trump, seine Amerikaner müssten endlich das Träumen anfangen: »We have not yet begun to dream.« <sup>5</sup>

3 <https://www.theatlantic.com/international/archive/2017/12/america-abidcation-trump-foreign-policy/549296/>. Diesen Befund stellt Richard Haass ans Ende seiner Trump-Analyse. Haass hat über viele Jahre hinweg Präsident Bush (den älteren) außenpolitisch beraten.

4 <https://www.cagle.com/steve-sack/2019/09/global-idiocy>

5 <https://www.washingtonpost.com/politics/2019/02/06/president-trumps-state-union-transcript-annotated/>

## Literaturverzeichnis

---

- Abrahams, Roger D.: *Some Varieties of Heroes in America*. In: Journal of the Folklore Institute, 3/3, 1966, 341-362
- Adams, Charles F., Jr.: *Railroads: Their Origin and Problems*. New York: G.P. Putnam's Sons 1878
- Adams, Herbert B.: *Jared Sparks and Alexis de Toqueville*. Baltimore: Johns Hopkins Press 1898
- Adams, John: *A Defence of the Constitutions of Government of the United States of America*, Vol. 1. London: Charles Dilly and John Stockdale 1787
- Adams, John: *Discourses on Davila*. Boston: Russell and Cutler 1805 (1790)
- Alberta, Tim: *American Carnage*. New York: Harper 2019
- Albertone, Manuela: *National Identity and the Agrarian Republic*. New York: Routledge 2016
- Alger, Horatio: *Ragged Dick and Struggling Upward*. New York: Penguin Books 1985 (1868/1890)
- Appleby, Joyce: *Liberalism and Republicanism in the Historical Imagination*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press 1992
- Arendt, Hannah: *Über die Revolution*. München – Berlin: Piper 2017
- Athearn, Robert G.: *A Brahmin in Buffaloland*. In: Western Political Quarterly, 1/1, 1970, 21-34
- Balogh, Brayan: *A Government out of Sight*. Cambridge, Mass.: Cambridge University Press 2009
- Bartoloni-Tuazon, Kathleen: *For Fear of an Elective King: George Washington and the Presidential Title Controversy of 1789*. Ithaca: Cornell University Press 2014

- Beecher, Henry Ward: *Lectures to a Young Man: on Various Important Subjects*. Boston: Phillips, Sampson & Co. 1856
- Beecher, Lyman: *Sermons Delivered on Various Occasions*. Boston: T.R. Marvin 1828
- Benson, Lee: *Merchants, Farmers, and Railroads*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press 2014
- Bernstein, Iver: *The New York City Draft Riots*. Oxford: Oxford University Press 1990
- Bleek, Wilhelm: *Von der Kamerausbildung zum Juristenprivileg*. Berlin: Colloquium Verlag 1972
- Bourgeois, Léon: *Solidarité*. Kindle (1897)
- Breen, Timothy H.: *George Washington's Journey: The President Forges a Nation*. New York: Simon & Schuster 2016
- Brewer, John: *The Sinews of Power*. London: Unwin Hyman 1989
- Butler, Jon: *Awash in a Sea of Faith*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press 1990
- Callow, Jr., Alexander B.: *The Tweed Ring*. Oxford: Oxford University Press 1966
- Campbell, John L. 2018: *American Discontent*. New York: Oxford University Press
- Carnegie, Andrew: *Wealth*. In: North American Review, 391, 1889, 653-664
- Carnegie, Andrew: *The Gospel of Wealth*. New York: The Century Co. 1901 (Kindle)
- Carnegie, Andrew: *Autobiography of Andrew Carnegie*. London: Constable & Co. 1920
- Ceaser, James W. et al.: *The Rise of the Rhetorical Presidency*. In: Presidential Studies Quarterly, 11, 1981, 158-171
- Chernow, Ron: *Alexander Hamilton*. New York: Penguin Books 2005
- Chernow, Ron: *Washington*. New York: Penguin Books 2010
- Christensen, Clayton M.: *The Innovator's Solution*. Boston: Harvard Business School 2013
- Conwell, Russell H.: *Acres of Diamond*. Dachau: Musaicum 2017 (1890) (a)
- Conwell, Russell H.: *Praying for Money, Subconscious Religion & Health, Healing, and Faith*. Dachau: Musaicum 2017 (1921) (b)

- Cooper, James F.(a): *The Pathfinder*. London: George Routledge and Sons o.J. (1840)
- Cooper, James F.(b): *The Last of the Mohicans*. London: George Routledge and Sons o.J. (1826)
- Cooper, John M.: *The Warrior and the Priest – Woodrow Wilson and Theodore Roosevelt*. Cambridge, Mass.: The Belknap Press of Harvard University Press 1983
- Condon, Shawn: *Shays's Rebellion*. Baltimore: Johns Hopkins University Press 2015
- Crenson, Matthew A.: *The Federal Machine: Beginning of Bureaucracy in Jacksonian America*. Baltimore: Johns Hopkins University Press 1975
- Crèvecoeur, J. Hector St. John de: *Letters from an American Farmer*. New York: Penguin Books 1986 (1782)
- Eibich, Stephan M.: *Polizei, »Gemeinwohl« und Reaktion*. Berlin: Berliner Wissenschaftsverlag 2004
- Fayol, Henry: *The Administrative Theory in the State*. In: Luther Gulick, Lyndell F. Urwick (Hg.), *Papers on the Science of Administration*. London: Routledge 1937, 108-124
- Feller, Daniel: *Andrew Jackson*. In: Paul S. Boyer (Hg.), *The Oxford Encyclopedia of American Military and Diplomatic History*. Oxford: Oxford University Press 2013, 565-567
- Finney, Charles G.: *Lectures on Revivals of Religion*. New York: Leavitt, Lord & Co. 1835
- Fish, Carl R.: *The Civil Service and the Patronage*. 1905 (Kindle)
- Fitzpatrick, John. C. (Hg.): *The Writings of George Washington, Vol. 6*. Washington: United States Printing Office 1932
- Formisano, Ronald P.: *For the People*. Chapel Hill: The University of North Carolina Press 2008
- Foucault, Michel: *»Omnes et Singulatim«*. Zu einer Kritik der politischen Vernunft. In: Joseph Vogl (Hg.), *Gemeinschaften*. Frankfurt: Suhrkamp 1994, 65-93
- Franklin, Benjamin: *Memoirs of Benjamin Franklin, Vol. I*. New York: Harper & Brothers 1839
- Franklin, Benjamin: *The Way to Wealth*. New York: Leavitt, Trow & Co. 1848.

- Franklin, Benjamin: *Autobiography and Other Writings*. New York: Oxford University Press 1998
- Franklin, Benjamin: *Poor Richard's Almanack*. Waterloo, Iowa: The U.S.C. Publishing Co. 1914
- Frederick, John C. (Hg.): *The Writings of George Washington, Vol. V*. Washington: United States Printing Office 1932
- Fukuyama, Francis: *Political Order and Political Decay*. London: Profile Books 2015
- Gamm, Gerald, Renée M. Smith: *Presidents, Parties, and the Public: Evolving Patterns of Interaction, 1877-1929*. In: Richard J. Ellis (Hg.), *Speaking to the People*. Amherst: University of Massachusetts Press 1998, 87-111
- Gerstle, Gary: *The Resilient Power of the States Across the Long Nineteenth Century*. In: Lawrence Jacobs, Desmond King (Hg.), *The Unsustainable American State*. Oxford – New York: Oxford University Press 2009, 61-87
- Green, Richard T.: *Alexander Hamilton and the Study of Public Administration*. In: *Public Administration Quarterly*, 13/4, 1990, 494-518
- Green, Richard T.: *Alexander Hamilton – Founder of the Public Administration*. In: *Administration and Society*, 34/5, 2002, 541-562
- Green, Hardy: *The Company Town*. New York: Basic Books 2010
- Hamburger, Philip: *The Administrative Threat*. New York: Encounter Books 2017
- Hamilton, John C.: *The Life of Alexander Hamilton, Vol. I*. London: O. Rich 1834
- Hatch, Nathan O.: *The Democratization of American Christianity*. New Haven: Yale University Press 1990
- Hegel, Georg W.F.: *Grundlinien der Philosophie des Rechts*. Frankfurt: Suhrkamp 1986 (1821) (a)
- Hegel, Georg W.F.: *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*. Frankfurt: Suhrkamp 1986 (1837) (b)
- Hilkey, Judy: *Character is Capital*. Chapel Hill – London: The University of North Carolina Press 1996
- Hochgeschwender, Michael: *Die amerikanische Revolution*. München: Beck 2016

- Hogeland, William: *The Whiskey Rebellion*. New York: Simon & Schuster 2010
- Hoogenboom, Ari: *The Pendleton Act and the Civil Service*. In: *The American Historical Review* 1959, 64/2, 301-318
- Hoogenboom, Ari: *Thomas A. Jenckes and Civil Service Reform*. In: *The Mississippi Valley Historical Review*, 47/4, 1961, 636-658
- Hyatt, Eddie: *2000 Years of Charismatic Christianity*. Lake Mary, FL.: Charisma House 2002
- Janiskee, Brian B.: *Local Government in Early America*. Lanham: Rowman & Littlefield 2010
- Jefferson, Thomas: *Notes on the State of Virginia*. In: Merrill D. Peterson (Hg.), *The Portable Jefferson*. New York: Viking Press 1975 (1785), 29-232
- Jenckes, Thomas A.: *The Bill to Regulate the Civil Service of the United States and Promote the Efficiency Thereof*. Washington: F. & J. Rives & Geo. A. Bailey. 1868 (a)
- Jenckes, Thomas A.: *The Civil Service*. Washington: Government Printing Office 1868 (b)
- Justi, Johann H.G. von: *Grundsätze der Policywissenschaft*. Göttingen: Vandenhoeck 1782 (1756)
- Kaestle, Carl F.: *Pillars of the Republic*. New York: Hill & Wang 1983
- Kahan, Allan S.: *Tocqueville, Democracy, and Religion*. New York: Oxford University Press 2015
- Kammen, Henry: *A Machine That Would Go of Itself*. Abingdon: Taylor & Francis 2006
- Keller, Morton: *America's Three Regimes*. Oxford: Oxford University Press 2007
- Kelly, Patrick J.: *Creating a National Home*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press 1997
- Kidd, Thomas S.: *Benjamin Franklin: The Religious Life of a Founding Father*. New Haven: Yale University Press 2017
- Kirkland, Joseph: *The Story of Chicago*, vol 1. Chicago: Dibble Publishing Co. 1892
- Kohn, George C. (Hg.): *The New Encyclopedia of American Scandal*. New York: Facts On File, Inc. 1989



- Kolko, Gabriel: *The Triumph of Conservatism*. New York: The Free Press 1963
- Kolko, Gabriel: *Railroads and Regulations, 1877-1916*. Princeton: Princeton University Press 1965
- Koselleck, Reinhart: *Preußen zwischen Reform und Revolution*. Stuttgart: Klett Cotta 1987
- Krause, Paul: *The Battle for Homestead, 1880-1892*. Pittsburgh: University of Pittsburgh Press 1992
- Lanman, James H.: *Agricultural Commerce of the United States*. In: Merchant's Magazine, 5, 1941, 201-220
- Leckie, Robert: *George Washington's War: The Saga of the American Revolution*. New York: HarperCollins 1992
- Lee, Bandy X. (Hg.): *The Dangerous Case of Donald Trump*. New York: Thomas Dunne Books 2017
- Levinson, Sanford, Bartholomew Sparrow (Hg.): *The Louisiana Purchase and American Expansion, 1803-1898*. Lanham: Rowman and Littlefield 2005
- Lewandowski, Carey R., David N. Bossie: *Trump's Enemies*. New York: Hachette 2018
- Light, Paul C.: *The True Size of Government*. Washington, DC: Brookings Institution Press 1999
- Lindblom, Charles E.: *The Science of Muddling-Through*. In: Public Administration Review, 19/2, 1959, 79-88
- Lindsey, Almont: *The Pullman Strike*. Chicago: The University of Chicago Press 1943
- Locke, Edwin A.: *The Prime Movers*. New York: Amacom 2000
- Marcus, Robert D., David Burner (Hg.): *The American Scene, Vol. II*. New York: Meredith Corporation 1971
- Martin, Albro: *Railroads Triumphant*. Oxford: Oxford University Press 1992
- Mashaw, Jerry L.: *Creating the Administrative Constitution*. New Haven: Yale University Press 2012
- McCoy, Drew R.: *Jefferson and Madison on Malthus: Population Growth in Jeffersonian Political Economy*. In: The Virginia Magazine of History and Biography, 88/3, 1900, 259-276

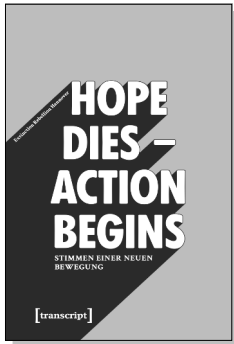
- McEwan, Barbara: *Thomas Jefferson, Farmer*. Jefferson, NC: McFarland 1991
- Meyer, Neil: *Falling for the Lord: Shame, Revivalism, and the Origin of the Second Great Awakening*. In: *Early American Studies*, 9/1, 2011, 142-166
- Miller, August C.: *Jefferson as an Agriculturalist*. In: *Agricultural History*, 16/2, 1942, 65-78
- Miller, Donald L.: *City of the Century*. New York: Touchstone 1996
- Myers, Gustavus: *The History of Tammany Hall*. New York: Bony & Liveright 1917
- Nelson, Eric: *The Royalist Revolution*. Cambridge, Mass.: The Belknap Press of Harvard University Press 2014
- O'Connor, Brendon: *A Political History of the Welfare System*. Lanham: Rowman & Littlefield 2004
- Oliver, John W.: *Thomas Jefferson, Scientist*. In: *The Scientific Monthly*, 56/5, 1943, 460-467
- Onuf, Peter S.: »The Strongest Government on Earth«: *Jefferson's Republicanism, the Expansion of the Union, and the New Nation's Destiny*. In: *Levinson/Sparrow* 2005, 41-68
- O'Toole, Patricia: *In the Words of Theodore Roosevelt*. Ithaca: Cornell University Press 2012
- Painter, Nell I.: *Stranding at Armageddon*. New York: W.W. Norton & Co. 2008
- Perkins, Stephen H.: *Report on the Pension Systems, and Invalid Hospitals of France, Prussia, Austria, Russia, and Italy, 1863*. London: Forgotten Books 2018
- Pestritto, Ronald J.: *Woodrow Wilson and the Roots of Modern Liberalism*. Lanham: Rowman and Littlefield 2005
- Pierce, Bessie L., Joe L. Norris (Hg.): *As Others See Chicago*. Chicago: The University of Chicago Press 2004
- Pocock, John G.A.: 1776: *The Revolution Against Parliament*. In: Ders. (Hg.), *Three British Revolutions: 1641, 1688, 1776*. Princeton: Princeton University Press 1980, 265-288
- Putnam, Robert D.: *Bowling Alone*. New York: Simon & Schuster 2001
- Rand, Ayn: *Atlas Shrugged*. New York: Plume 1999 (1957)

- Reid, Donald: *Reading Fayol with 3D glasses*. In: *Journal of Management History*, 1/3, 1995, 63-71
- Ricardo, David: *Über die Grundsätze der politischen Ökonomie und der Besteuerung*. Weimar: Metropolis 2006 (1817)
- Rogers, Daniel T.: *Atlantic Crossing*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press 2000
- Royster, Charles: *A Revolutionary People at War*. Chapel Hill: The University of North Carolina Press 1979
- Sager, Fritz u.a.: *A Transatlantic History of Public Administration*. Cheltenham: Edward Elgar Publishing 2018
- Schleifer, James T.: *The Chicago Companion to Tocqueville's Democracy in America*. Chicago: University of Chicago Press 2012
- Schlesinger Jr., Arthur: *The Age of Jackson*. Boston: Little, Brown & Co. 1945
- Schmitt, Gary J. et al. (Hg.): *The Imperial Presidency and the Constitution*. Lanham: Rowman & Littlefield 2017
- Schmitt, Nikolaus: *Leben und Wirken von Friedrich Wilhelm von Steuben*. Philadelphia: John Weik & Co. 1858
- Schneirow, Richard et al. (Hg.): *The Pullman Strike and the Crisis of the 1890s*. Urbana, Ill.: The University of Illinois Press 1999
- Schumpeter, Joseph A.: *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*. München: Francke 1972
- Schuppert, Gunnar-Folke: *Die Erfüllung öffentlicher Aufgaben durch verselbstständigte Verwaltungseinheiten*. Göttingen: Schwartz 1981
- Schwartz, Barry: *The Making of an American Symbol*. Ithaca: Cornell University Press 1990
- Seibel, Wolfgang: *Verwaltung verstehen*. Frankfurt: Suhrkamp 2016
- Skocpol, Theda: *Protecting Soldiers and Mothers*. Cambridge, Mass.: The Belknap Press of Harvard University Press 1992
- Skowronek, Stephen: *Building a New American State*. Cambridge; Mass.: Harvard University Press 1982
- Skowronek, Stephen: *Is Trump the Great Disruptor? Probably Not*. In: *Washington Post*, 24.4.2017
- Slotkin, Richard: *The Fatal Environment*. New York: Harper 1995

- Slotkin, Richard: *Regeneration Through Violence*. Middletown, Conn.: Wesleyan University Press 1996
- Smith, Henry Nash: *Virgin Land*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press 1978
- Smith, Adam: *Der Wohlstand der Nationen*. München: dtv 1993 (1776)
- Smith, Carl: *Urban Disorder and the Shape of Belief*. Chicago: The University of Chicago Press 1995
- Sparks, Jared: *The Works of Benjamin Franklin*, Vol. 2. Boston: Whittemore, Niles, and Hall 1856
- Stead, William T.: *If Christ Came to Chicago*. Chicago: Laird & Lee 1894
- Stein, Lorenz v.: *Geschichte der sozialen Bewegung in Frankreich von 1789 bis auf unsere Tage*, Bd. 1. Hildesheim: Georg Olms 1921 (1850)
- Stid, Daniel: *Rhetorical Leadership and »Common Counsel« in the Presidency of Woodrow Wilson*. In: Richard J. Ellis (Hg.), *Speaking to the People*. Amherst: University of Massachusetts Press 1998, 162-181
- Stillé, Charles J.: *History of the United States Sanitary Commission*. Philadelphia: J.B. Lippincott & Co. 1866
- Sumner, William G.: *What Social Classes Owe to Each Other*. Caldwell, Id.: The Caxton Printers 1982 (1877)
- Sutton, S.B. (Hg.): *Civilizing American Cities: A Selection of Frederick Olmsted's Writing on City Landscapes*. Cambridge, Mass.: MIT Press 1971
- Swett Marden, Orison: *Every Man a King*. Dachau: Musaicum 2017 (1906)
- Swett Marden, Orison: *How to Succeed*. Amazon: CreateSpace 2015 (1896)
- Tocqueville, Alexis de: *Über die Demokratie in Amerika*. München: dtv 1976 (1835/1840)
- Tulis, Jeffrey K.: *The Rhetorical Presidency*. Princeton: Princeton University Press 2017
- Turner, Frederick J.: *The Frontier in American History*. New York: Holt 1986 (1921)
- Washington, H.A. (Hg.): *The Writings of Thomas Jefferson*, Vol. 6. Washington, D.C. 1854
- Weber, Max: *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck) 1972
- Wecter, Dexon: *The Hero in America*. New York: Charles Scribner's Sons 1972

- Weems, Mason L.: *The Life of Benjamin Franklin*. Philadelphia: Uriah Hunt's Sons 1873
- Weiss, Richard: *The American Myth of Success*. Urbana, Ill.: University of Illinois Press 1988
- White, Adam J.: *The Administrative State and the Imperial Presidency: Then and Now*. In: Schmitt et al. 2017, 23-50
- White Jr., Richard D.: *Theodore Roosevelt as Civil Service Commissioner: Linking the Influence and Development of a Modern Administrative President*. In: *Administrative Theory & Praxis*, 22/4, 2000, 696-713
- Wilson, James Q.: *The Rise of the Bureaucratic State*. In: *The Public Interest*, 41, 1975, 77-103
- Wilson, Woodrow: *The Study of Administration*. In: *Political Science Quarterly*, 2, 1887, 197-222
- Wilson, Woodrow: *Leaderless Government*. In: *The Virginia Law Register*, 3/5, 1897, 337-354
- Wilson, Woodrow: *Constitutional Government in the United States*. New Orleans: Quid Pro 2011 (1908)
- Wirt, William: *Sketches of the Life and Character of Patrick Henry*. Philadelphia: Thomas, Cowperthwait & Co. 1841
- Woodward, Bob: *Fear*. New York: Simon & Schuster 2018
- Wunder, Bernd: *Geschichte der Bürokratie in Deutschland*. Frankfurt: Suhrkamp 2001
- Wuthnow, Robert: *The Left Behind*. Princeton: Princeton University Press 2018
- Zunz, Olivier: *Philanthropy in America*. Princeton: Princeton University Press 2014

# Politikwissenschaft



Extinction Rebellion Hannover

## »Hope dies – Action begins«: Stimmen einer neuen Bewegung

2019, 96 S., kart.

7,99 € (DE), 978-3-8376-5070-9

E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation

E-Book: ISBN 978-3-8394-5070-3

EPUB: ISBN 978-3-7328-5070-9



Thomas Kruchem

## Am Tropf von Big Food Wie die Lebensmittelkonzerne den Süden erobern und arme Menschen krank machen

2017, 214 S., kart., 10 SW-Abbildungen

19,99 € (DE), 978-3-8376-3965-0

E-Book: 16,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3965-4

EPUB: 16,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-3965-0



Jan Brunner, Anna Dobelmann, Sarah Kirst, Louisa Prause (Hg.)

## Wörterbuch Land- und Rohstoffkonflikte

2019, 326 S., kart., Dispersionsbindung, 1 SW-Abbildung

24,99 € (DE), 978-3-8376-4433-3

E-Book: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4433-7

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten  
finden Sie unter [www.transcript-verlag.de](http://www.transcript-verlag.de)**

# Politikwissenschaft



Angela Nagle

## **Die digitale Gegenrevolution**

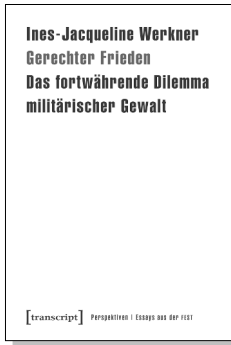
Online-Kulturkämpfe der Neuen Rechten  
von 4chan und Tumblr bis zur Alt-Right und Trump

2018, 148 S., kart.

19,99 € (DE), 978-3-8376-4397-8

E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4397-2

EPUB: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-4397-8



Ines-Jacqueline Werkner

## **Gerechter Frieden**

Das fortwährende Dilemma militärischer Gewalt

2018, 106 S., kart.

14,99 € (DE), 978-3-8376-4074-8

E-Book: 12,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4074-2



Judith Vey, Johanna Leinius, Ingmar Hagemann (Hg.)

## **Handbuch Poststrukturalistische Perspektiven auf soziale Bewegungen**

Ansätze, Methoden und Forschungspraxis

2019, 306 S., kart., Dispersionsbindung,

2 SW-Abbildungen, 2 Farbabbildungen

24,99 € (DE), 978-3-8376-4879-9

E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation

E-Book: ISBN 978-3-8394-4879-3

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten  
finden Sie unter [www.transcript-verlag.de](http://www.transcript-verlag.de)**





